DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 78

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.50
Schwed. Kr. 3.75 incl. moms
Italien L 600; Spanien Pts 60
Printed in Germany

APOKALYPTAS SINTFLUTHÖLLE



Nr. 78

Apokalyptas Sintfluthölle

Sie dachten an diesem Abend und in dieser Nacht nur an ihr Vergnügen. Der Tod hatte zu diesem Zeitpunkt keinen Platz in ihren Gehirnen.

Und doch war er ihnen ganz nahe…

Sie ahnten es nicht.

Die Clique bestand aus sechs jungen Leuten.

Drei Jungen und drei Mädchen.

Der älteste war Stephen Wolfe mit seinen vierundzwanzig Jahren. Ihm hatten es die anderen zu verdanken, daß sie überhaupt hier sein konnten.

Einem Onkel Stephens gehört die alte, klapprige Hütte an der Steilküste von Dover.

Die jungen Leute waren mit ihren Motorrädern und Autos gekommen, um das Wochenende an der Küste zu verbringen.

Es wurde getanzt und gelacht, Steaks und Würste brutzelten auf dem Grillgitter, und die Glut der Holzkohle wurde jedesmal hell, wenn der auffrischende Wind vom Meer über die Felsen strich.

Es war später Abend.

Der Himmel war bewölkt, und kein Stern zeigte sich.

Unterhalb der steilen Küste rauschte das Wasser, wenn die Wellen gegen die Felsvorsprünge brandeten.

Die sechs jungen Leute ließen die Flasche rundgehen. Da gab es kaum einen, der noch nüchtern gewesen wäre.

Joe Pilgram hockte ein wenig abseits und stopfte sich aus seinem Tabakbeutel eine dicke Zigarette, die den Umfang einer Zigarre hatte.

Gierig sog der Rauschgiftsüchtige den Rauch des mit Hasch gemischten Tabaks in seine Lungen.

Pilgram schloß die Augen und atmete tief durch.

Der Mann war hager, beinahe dürr. Seine langen, dünnen Finger zitterten, als er den Joint wieder zum Mund führte.

Vom Grillplatz her kam eines der jungen Mädchen auf den Raucher zu.

»Alles okay, Joe?« fragte sie besorgt. Jessy Brown war schlank, zierlich und hatte schwarzes Haar. Ihre Nasenflügel zitterten fein, und in ihren Augen war ein ernster Ausdruck, der nicht zu ihrem Lächeln paßte.

»Alles okay, Jessy…«, murmelte Pilgram mit dünnen Lippen und unbewegter Miene.

Wieder führte er den Joint zum Mund.

Das dunkelhaarige Mädchen drückte sanft seine Hand nach unten. »Muß es denn sein? Kannst du nicht mal versuchen…«

Er schüttelte heftig den Kopf. »Ich hab's versucht… verdammt noch mal!«

Unwillkürlich begann er lauter zu sprechen. »Ich komm' von dem

verflixten Zeug nicht mehr los… Ich weiß genau, was auf mich zukommt, ich weiß genau, daß ich bald umsteigen werde – und doch kann ich's nicht lassen.«

»Komm' mit rüber, Joe! Stephen hat neue Steaks aufgelegt… sie schmecken fantastisch.«

»Danke nein. Ich hab' keinen Hunger.«

»Dann setz' dich doch wenigstens zu uns.«

»Nachher… jetzt nicht«, sagte er abwesend und schloß die Augen.

Jessy Brown seufzte, fuhr mit einer flüchtigen Bewegung durch sein dichtes, blondes Haar und richtete sich dann auf.

Aus halb geschlossenen Augen blickte er ihr nach. Konturenhaft verschwommen nahm er ihren Körper wahr. Er hob sich gegen den nächtlichen Himmel ab und schien sanft über dem Boden zu schweben, als berühre Jessy mit ihren Füßen nicht den Felsen.

Joe Pilgram hörte die Stimmen der Freunde, das Gelächter, das Brutzeln der Würstchen und Steaks.

Der junge Mann aus Brighton rollte sich langsam auf den Bauch. Der Boden unter ihm war mit einer dünnen Moos- und Grasschicht bewachsen. Die Erde war kalt, und die Kälte kroch durch Pilgrams dünne Kleidung.

Doch der junge Mann achtete nicht darauf.

Er rutschte einen weiteren Meter nach vorn und erreichte den Rand des Plateaus, auf dem sich in einer Mulde die Hütte befand.

Von hier oben hatte man einen prächtigen Blick über die Kreidefelsen und über die bizarren Brocken, die dunkel wie die Buckel urwelthafter Ungeheuer aus dem Wasser ragten.

Doch die See war nicht schwarz.

Joe Pilgram nahm einen glühenden Feuerschein wahr, der über das Wasser wanderte.

Der Zwanzigjährige hielt den Atem an. Seine berauschten Sinne waren noch nicht so betäubt, daß er nicht mehr den Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit erkannte. Noch wirkte das Rauschgift nicht in seinem Hirn.

Und doch nahm er Dinge wahr, die nicht sein konnten…

Verschwommen registrierte er die Umrisse von bizarren, hochragenden Türmen und Säulen, die über dem bewegten Wasser emporragten und die Wellen nicht berührten. Das schwache, rhythmisch pulsierende Licht war wie eine einzige riesige Fläche, auf der die Türme standen, die aussahen wie eine Mischung aus orientalischer Baukunst in alter, vergangener Zeit und den futuristischen Vorstellungen eines progressiven Architekten der Zukunft.

Pilgram schluckte nervös.

Geheimnisvolle Laute, die sich unheimlich anhörten, wurden mit

dem Wind zu ihm herübergetragen.

Da schrie der Mann plötzlich auf.

Sein spitzer Schrei hallte über das Plateau.

»Kommt doch mal her! Seht euch das an… so was habt ihr noch nie gesehen…« stieß er mit zitternder Stimme hervor.

Die anderen auf dem Grillplatz, rund fünfzehn bis zwanzig Schritte von ihm entfernt, warfen wie auf Kommando die Köpfe herum.

Stephen Wolfe sprang sofort auf die Beine und rannte zum Ende des leicht ansteigenden Plateaus.

Der Wind fuhr in seine Haare.

Die anderen Teilnehmer an dem nächtlichen Grillfest folgten Wolfe nach.

»Was ist los, Joe? Was hast du? Warum schreist du denn so?«

Pilgram war kaum imstande, sich aus eigener Kraft zu erheben. Stephen Wolfe griff ihm unter die Arme.

Es knackte in den Gelenken des Zwanzigjährigen.

»Die Stadt«, sagte er mit weit aufgerissenen Augen und seine Wangenmuskeln zuckten. Pilgram befand sich in höchster Erregung. »Auf dem Wasser, Stephen… steht… eine Stadt!«

»Du täuschst dich, Joe. Da ist nichts. Du hast geträumt… dieses verflixte Zeug… wenn du nur endlich mal davon loskommen würdest.«

»Es hat nichts damit zu tun. Ich weiß es genau. Das war kein Traum… sieh' doch selbst hin.«

Die ganze Zeit über, während Pilgram sich zu erklären versuchte, blickte er seinem Gegenüber in die Augen, als wolle er sich an Wolfes Reaktion vergewissern, daß ihn wirklich kein Spuk narre.

»Tut mir leid, Joe«, sagte der Vierundzwanzigjährige tonlos. »Aber – da ist wirklich nichts…«

Mit einer blitzschnellen Drehung wandte Pilgram den Kopf.

Schwarz und stark bewegt dehnte sich die See jenseits der Felsenklippe in der Tiefe aus und verschmolz mit dem schwarzen Himmel am Horizont.

»Aber…«, der Rest blieb Pilgram in der Kehle stecken.

Wolfe hatte recht. Da war nichts. Kein Feuerschein, nicht die Umrisse jener unheimlichen, bedrückenden Stadt, die angeblich über dem Wasser schwebte…

Pilgram schüttelte mit heftiger Bewegung Wolfes Arm ab, der ihn noch immer umfaßt hielt, als wäre die Berührung ihm peinlich.

Er senkte den Kopf und schlug beide Hände vor's Gesicht. »Ich hatte immer Angst davor, daß ein Trip mal zu einem Horrortrip wird… ob das der Anfang ist? Fängt es so an, wenn man verrückt wird?« Er krallte seine Fingernägel in die Stirn und zog seine Hände langsam übers Gesicht, als müsse er den Schmerz fühlen. »Nein… ich

merk' noch alles, *so* intensiv wirkt das Zeug noch nicht. Sie war also da. Ich laß' es mir nicht nehmen.«

»Vielleicht hast du auch geträumt, Joe«, wandte Jessy Brown sich an ihn, die mit ihm gekommen war. Sie legte ihre rechte Hand um seine Schultern und zog ihn langsam an sich.

Beinahe mechanisch – wie Schutz suchend – neigte der große junge Mann seinen Kopf nach unten und lehnte sich bei Jessy an.

»Ich kann geträumt haben. Natürlich. Ja – sicher war es so…« Seine Miene hellte sich plötzlich auf, als die anderen beruhigend und freundlich auf ihn einredeten, und sie begannen gemeinsam zu flachsen, als wollten sie den Vorfall so schnell wie möglich vergessen.

»Ihr seid nett, wirklich verdammt nett«, fuhr Joe fort. »Tut mir leid, daß ich euch so auf die Nerven gehe. Wenn ihr mir alle helft, dann schaff ich's eines Tages bestimmt und rühr' das Zeug nicht mehr an. Das mit der Stadt war Quatsch – vergeßt es…«

Er kehrte mit den anderen zur Lagerstätte zurück, wo der Grill angenehme Wärme verbreitete.

Die saftigen Steaks wurden verteilt, und jeder griff herzhaft zu.

Pilgram war fröhlich und fiel zwischendurch nur in eine gewisse Trübsinnigkeit zurück.

Obwohl Jessy an seiner Seite saß, sich blendend mit ihm unterhielt, kamen die düsteren Gedanken und die seltsamen Bilder immer wieder, die er vorhin am Rand des Steilfelsens vor Augen gehabt hatte.

Es war nicht nur die Stadt allein, die er sah. Da gab es noch mehr. Doch er wagte nicht, auch nur ein Wörtchen darüber zu verlieren.

Er hatte – Menschen gesehen!

Eine gewaltige Mauer begrenzte die bizarren Türme und hochragenden Säulen. In ihr gab es große, dunkle Tore. Eines davon stand offen.

Nur ganz kurz hatte er diese Dinge in sich aufgenommen. Ein flüchtiger Eindruck! Und doch prägte er sich wie mit einem Brenneisen in sein Bewußtsein.

Gestalten in unmittelbarer Nähe des Tores!

Konnte man sie wirklich als Menschen bezeichnen?

Jene bizarren, plumpen, widerwärtig aussehenden Geschöpfe?

Es waren – Monster gewesen…

*

Zu später Stunde kam Stephen Wolfe auf die Schnapsidee, noch eine gemeinsame Bootsfahrt zwischen den Klippen zu unternehmen.

Der Wind war stärker geworden und schärfer. Sie hatten alle ihre Pullover übergezogen, um sich vor der Kälte zu schützen.

Sie begannen mit dem Abstieg.

Der war beschwerlich und in der Dunkelheit nicht ganz ungefährlich.

Ein schmaler, steiniger Pfad führte in die Tiefe.

Der war so eng, daß sie nur hintereinander gehen konnten.

Sie waren alle angetrunken und wurden sich der Gefahr, in die sie sich begaben, nicht bewußt.

»Willst du bei diesem Wetter tatsächlich mit dem Ruderboot hinausfahren?« fragte Gwen Orthry hinter Wolfe. Sie war seine Freundin. Sie mußte schreien, um sich in dem pfeifenden und heulenden Wind zwischen den Felsen und dem Donnern der ans Ufer geschmetterten Wellen bemerkbar zu machen.

»Na klar!« brüllte Wolfe zurück, indem er den Kopf wandte. »Das bißchen Wind – was ist das schon? Damit macht's erst richtig Spaß. Wenn das Boot ins Schaukeln gerät – sollst mal sehen, wieviel Freude das macht!«

Er lachte und die anderen fielen mit ein.

Sie kletterten über mannshohe Felsbrocken, die ihnen den Weg versperrten, und erreichten schließlich die flache Felsenbucht, wo das Wasser sich donnernd an den kahlen Wänden brach.

Auf einem Felsvorsprung lag ein altes Ruderboot, das mit einer wetterfesten Plane abgedeckt war. Es gehörte Stephen Wolfes Onkel.

Seit Jahren lag es da, ohne in der Zwischenzeit nochmal benutzt worden zu sein.

Am frühen Nachmittag hatte Wolfe mit zwei seiner Begleiter es eingehend untersucht und festgestellt, daß das Boot einwandfrei in Schuß war.

Sie deckten es ab und schoben es mit vereinten Kräften in das Wasser. Dabei ging es sehr lustig zu.

In der Bucht hinter dem Felsen, wo das Boot aufbewahrt wurde, war der Wind weniger stark.

»Wer wagt es zuerst?« Fragend blickte Stephen Wolfe in die Runde.

Ein regelrechter Begeisterungssturm brach los. Jeder wollte als erster seine Kunst unter Beweis stellen, das Boot zwischen den Felsen zu rudern, ohne es zum Kentern zu bringen.

Der reichlich genossene Alkohol hatte sie unvorsichtig werden lassen.

Wolfe winkte ab. »Nichts! Kommt nicht in Frage! Ich hatte die Idee – und ich werde auch der erste sein, der sie in die Tat umsetzt. Wir werden schön gemeinsam paarweise fahren. Rein in die gute Kiste, Gwen. Gleich geht's los.«

Mit unsicheren Schritten taumelte er zu dem schaukelnden Boot, trat mit dem linken Fuß ins Wasser und stieg dann ein.

Seiner Freundin gelang es, trockenen Fußes ins Boot zu kommen.

Stephen Wolfe legte sich in die Riemen.
Das durchfeuchtete Leder knirschte.
Der vierundzwanzigjährige Automechaniker mußte seine *ganze* Kraft aufwenden, um gegen die anrollende Brandung anzukämpfen.
Es gelang ihm, sich vom Ufer zu entfernen.
Die beiden anderen Paare blieben in der kleinen Bucht zurück, hatten die Taschenlampen angeknipst und leuchteten dem Davonrudernden nach.
Gwen Orthry winkte mit ihrer Lampe zurück.
Wolfes Ruderboot verschwand zwischen den Felsen.
Gwen saß ihm gegenüber.
Sie sah genau in die entgegengesetzte Richtung, blickte über Wolfes Schultern hinweg und schrie plötzlich.
»Steph!« Sie war so erschrocken, daß sie instinktiv aufsprang, und das ohnehin schon instabile Boot fast zum Kentern brachte.
»Bist du verrückt! Setz' dich hin!« brüllte Wolfe. Obwohl er getrunken hatte, registrierte er die Gefährlichkeit der Situation.
»Da, Stephen! Genau hinter dir… am Himmel… da kommt jemand!«
Der Angesprochene wandte den Kopf.
Stephen Wolfe wurde schlagartig nüchtern.
Was die zwei sahen, konnte keine Vision, keine Einbildung sein…
Am wolkenverhangenen Nachthimmel schräg über ihnen tauchte – eine Erscheinung auf.
Es war ein riesiges Tier, eine Mischung zwischen Pferd und Echse. Seine breiten, geschwungenen Flügel peitschten die Luft.
Auf dem Tier saß in voller Montur eine Gestalt, die in triumphierender Geste ein riesiges Krummschwert schwang.
Im ersten Moment schien es, als wolle sich die unheimliche Geistererscheinung direkt auf die beiden Menschen im Boot stürzen, als sie hinter der Felsenküste auf der anderen Seite verschwand und untertauchte, als würde sie dort im Meer versinken…

*

Er öffnete vorsichtig einen Spalt der einfachen, dünnen Holztür.
Pepe, Björn Hellmarks Adoptivsohn, bewohnte wie alle anderen, die sich auf Marlos befanden, eine eigene Blockhütte.
Unweit der Bucht, in der sich die Geisterhöhle befand, war im Lauf der Zeit eine richtige kleine Ansiedlung entstanden, die nur aus diesen Blockhütten bestand.
Auf Marlos waren winterfeste Häuser aus Stein nicht notwendig.
Hier herrschte ewiger Frühling.
Eine würzige, milde Luft und der Duft hunderter Blüten von den

umliegenden Beeten schlug dem Jungen entgegen.

Pepe ließ eine halb Minute verstreichen, ehe er die Hütte verließ.

Niemand war weit und breit zu sehen.

Strahlend blauer Himmel über Marlos und Frühlingsstimmung wie im Paradies. Die Vögel zwitscherten, die Luft war mild und klar, und es gab keine 'unnatürlichen' Geräusche.

Die Insel, Björn Hellmarks Erbe, lag fast in der Mitte zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln. Auf dem Eiland wurde es nie Nacht. Außer einer milden Dämmerung veränderte sich das Tageslicht nicht.

Auf Marlos herrschten eigene Gesetze.

Nur eine Handvoll Menschen lebte hier.

Doch dies war nicht in Hellmarks Sinn. Sein Ziel war es, immer mehr Freunde zu gewinnen und Mitstreiter, die wie er für eine gerechte Sache kämpften. Am eigenen Leib hatte er gespürt, was es bedeutete, von unheimlichen Mächten attackiert zu werden. Doch er hatte gegen die Feinde aus dem Unsichtbaren, aus den Reichen der Finsternis, Waffen gefunden, um die Gegner in ihre Schranken zurückzuweisen.

In der Geisterhöhle auf dem obersten Thron einer breiten, marmorfarbenen Treppe befanden sich seine Trophäen. Dies waren das 'Schwert des Toten Gottes', der Trank der Siaris, die Dämonenmaske, die sieben Augen des Schwarzen Manja, Velenas Armreif, der Unsichtbarkeit bewirkte, und als neueste Errungenschaft einen eigenartig geformten, goldfarbenen Schlüssel, der Hellmark jederzeit die Möglichkeit gab, in das Reich Komestos II. einzudringen, wo er auf Grund eines seiner letzten Abenteuer einen Freund und Verbündeten gefunden hatte.

Pepe vergewisserte sich, daß niemand ihn im Augenblick sah, und huschte aus der Tür ins Freie, um in die gegenüberliegende Blockhütte zu laufen.

Da trat wie aus dem Erdboden gewachsen eine Gestalt auf ihn zu.

Der kleine Mexikanerjunge fuhr zusammen und gab vor Schreck einen Schrei von sich.

Der neben ihm stand und lautlos mit schnellem Schritt um die Ecke der Hütte gekommen war, war niemand anders als Jim.

»Mensch«, entfuhr es Pepe. »Wie kannst du mich nur so erschrecken?«

Er atmete tief durch.

Wenn man sein Gegenüber betrachtete, konnte einem – und nicht nur im ersten Moment – angst und bange werden.

»Aber ich seh' doch so aus wie immer«, schmollte Jim, der Guuf.

Er war einen Kopf größer als der Junge aus den Urwäldern von Yukatàn, wo Hellmark ihn gefunden hatte. Pepe war älter und doch wirkte Jim ernster, erfahrener und reifer als er. Jim war das Kind

einer Menschenfrau und eines Guuf aus der Vergangenheit der Erde. Dieses Volk lebte einst auf Xantilon, der versunkenen Insel, und war besonders dadurch hervorgetreten, daß es sich zuerst mit Dämonen und Geistern verband.

Woher die Guuf gekommen waren, wußte auch Björn Hellmark nicht genau, obwohl er sich im Besitz des 'Buch der Gesetze' befand, das ebenfalls in der 'Geisterhöhle' aufbewahrt wurde.

Jim hatte das Aussehen eines Guuf, und das erschreckte jeden Menschen. Man nannte die Guufs auch – Kugelköpfe. Diese Bezeichnung traf ihr Aussehen genau. Ihr Kopf war kugelrund und vollkommen haarlos. Von Kopfmitte bis zum Nacken hinunterliefe ein dicker, hornartiger Kamm, wie man ihn bei einer Echse fand. Die Augen waren groß, rund und wimpernlos. Auffallend war der breite Mund, der fast das gesamte untere Gesichtsdrittel einnahm. Wenn Jim lachte, waren zwei Reihen spitzer Zähne zu sehen, wie sie für einen Menschen ungewöhnlich waren.

Mochte Jims Äußeres fremdartig und sogar abschreckend wirken, in seinem Innern war er ein Mensch. Er hatte die Charaktereigenschaften seiner irdischen Mutter geerbt.

Von den Menschen verfolgt, die ihn als Ungetüm ansahen, hatte Björn Hellmark ihn kurz entschlossen nach Marlos geholt, wo er in Sicherheit und Frieden leben konnte. Jim war nicht nur durch Menschen gefährdet, wie sich gezeigt hatte – sondern auch durch Angehörige der Rasse, der er so ähnlich war. In der Vergangenheit wurde von den Guufs bereits schon mal ein Anschlag auf Jims Leben vorbereitet. Seine Rasseangehörigen befürchteten, daß er im Lauf seiner für menschliche Verhältnisse enorm schnellen Entwicklung sich an Dinge erinnerte, die gegen sie verwendet werden konnten.

»Ich denke, wir wollten uns in deiner Bude treffen?« stieß Pepe leise hervor. Sein Blick ging in die Runde.

Alles war noch still und friedlich. Nur eine Steinwurfweite von ihrem Standort entfernt befand sich die Blockhütte, die nach seiner Ankunft Molochos bezogen hatte. Schräg gegenüber lag die Hütte, die Björn und Carminia gemeinsam bewohnten, in der Nachbarschaft die Rani Mahays. Und daneben wieder stand eine, in der seit geraumer Zeit Arson, der Mann mit der Silberhaut, lebte.

In weiteren Hütten waren Alan Kennan und Camilla Davies untergebracht. Aber es gab noch mehr Häuser – die jedoch waren unbewohnt. Nach dem Erlebnis um Ustur, einen der rätselhaften Hauptdämonen um die Dämonengöttin Rha-Ta-N'my, interessierte ein weiteres Paar sich für den Aufenthalt auf Marlos. Es war das Geschwisterpaar Marga und Ullrich Koster.

All die anderen Hütten dahinter warteten auf diejenigen, die Björn noch zu finden hoffte.

Pepe und Jim erkannten, daß sie sich mißverstanden hatten und beschlossen, dieses Mißverständnis reichlich auszukosten. Was die beiden da vom Zaun brachen, sah auf den ersten Blick aus wie ein handfester Streit. Pepe schimpfte wie ein Rohrspatz, und Jim stand dem in nichts nach.

Dann beschlossen die beiden jedoch, endlich wieder Ruhe zu geben und das zu tun, was sie sich eigentlich vorgenommen hatten.

»Willst du sie nun sehen – oder nicht?« fragte der Mexikanerjunge unvermittelt.

»Na klar. Da passen wir schon auf wie die Schießhunde, damit keiner was merkt, und dann soll's umsonst gewesen sein? Nicht mit mir…«

Sie verschwanden beide hinter Jims Hütte, wo der Boden langsam zu einem Hügel anstieg, auf dem Hunderte von blühenden Hibiskussträuchern standen.

»Bist du dir auch ganz sicher, daß es da jetzt noch Nacht ist?« stellte Jim der Guuf die Frage an seinen Freund.

»Ganz sicher. Wir haben hier hellen Nachmittag – in London muß es jetzt kurz nach Mitternacht sein. Bist du bereit?«

Jim nickte.

Um ganz sicher zu sein, daß sie auch an der gleichen Stelle ankamen, faßten sich die beiden so ungleich Aussehenden an den Händen.

Es bedurfte keiner weiteren Worte mehr. Jim und Pepe hatten sich über das Abenteuer, das sie durchführen wollten, abgesprochen.

Daß Pepe sich hin und wieder von Marlos entfernte, war keine Seltenheit. Seltener schon war es für Jim, der die Menschen fürchtete. Er hatte dafür seine guten Gründe.

Nicht umsonst hatten Björn und Carminia ihm allerhöchste Aufmerksamkeit eingeschärft.

Daß die beiden Freunde jetzt gemeinsam von Marlos weg wollten, hatte aber einen besonderen Grund.

Pepe wollte dem Guuf in einer Seitenstraße von Soho die Schaufenster eines Musikgeschäftes zeigen, in dem er einige besonders schöne Gitarren gesehen hatte.

Der dunkelgelockte Junge aus Yukatàns Urwäldern verließ öfter Marlos und machte Ausflüge in alle Teile der Welt. Jeder, der eine bestimmte Zeit auf der unsichtbaren Insel verbracht hatte, war imstande, sich durch reine Geisteskraft von diesem Ort zu jenem x-beliebigen anderen zu versetzen.

Daß er jetzt diese Zeit wählte und Jim mitnahm, hing damit zusammen, daß der Guuf es nur noch wagte, zu einer möglichst stillen Zeit im Schutz der Dunkelheit dort aufzutauchen, wo Menschen wohnten. Sein ungewöhnliches Aussehen brachte es mit sich, daß er

Aufsehen und Furcht erregte, während er doch in Wirklichkeit ein ganz harmloses, bemitleidenswertes Geschöpf war.

Jim hatte den Stadtplan, der sich in Pepes Besitz und nun in seiner Hütte befand, vor dem gemeinsamen Unternehmen eingehend studiert. So kannte er genau die Stelle, wohin Pepe ihn führen wollte, und richtete sich geistig darauf ein. Die Marshall-Street war ihr Ziel.

Die Tatsache, daß ringsum alles still war, hing damit zusammen, daß Björn Hellmark mit seinen Freunden offensichtlich in seiner Blockhütte beisammensaß, um die Ereignisse der letzten Tage zu analysieren und daraus für seine eigene Mission Konsequenzen zu ziehen.

So fühlten Pepe und Jim sich unbeobachtet.

»Also – bei drei geht's los«, nickte der Mexikanerjunge.

Er begann zu zählen. Die beiden Jungen hielten sich an den Händen, und im nächsten Moment schlug die Luft an der Stelle zusammen, wo sie eben noch gestanden hatten…

*

Und beide materialisierten wie Geister aus dem Nichts in einer dunklen Seitengasse mitten in Soho.

Die alten Häuser standen dicht beieinander, und am Ende der Straße gab es eine Bar mit roter Aufschrift über dem Eingang, die aufflammte und wieder verlöschte.

Die Gasse, in der sich die beiden Jungen befanden, war mit Kopfsteinpflaster versehen. Auf den feuchten Steinen spiegelte sich das Licht der weit auseinanderstehenden Laternen.

In der Straße gab es fast ausschließlich Geschäftshäuser. Eine Spirituosenhandlung lag neben einem Lebensmittelgeschäft. Dem schloß sich ein Lädchen an, in dem tagsüber internationale Zeitschriften, Romane und Comics verkauft wurden.

Ohne ein Wort zu verlieren, liefen Pepe und Jim einige Schritte die Straße hinab und erreichten das Musikgeschäft.

Es handelte sich um einen Spezialshop, der Gitarren und Banjos in jeder Preislage anbot.

»Das ist sie… oben links!« sagte der dunkelgelockte Junge aufgeregt. Seine Augen leuchteten, »sie ist wunderschön… ich muß sie wirklich Björn mal zeigen. Vielleicht kann ich ihn überreden, daß er sie mir verehrt. Ich möchte so gern mal darauf spielen.«

Minutenlang stand er da, stützte sich mit beiden Händen am Mauervorsprung, der das Schaufenster nach unten hin begrenzte, und starrte gedankenversunken auf die dunkel lackierte Gitarre mit den goldfarbenen Seiten.

Jim wiegte nachdenklich und zweifelnd den Kopf. »Ich weiß nicht

so recht«, meinte er leise.

»Was weißt du nicht?«

»Ob du überhaupt mit ihr umgehen kannst. Ich finde das Instrument sehr groß…«

»Das stimmt. Aber ich kann sie greifen. Meine Hände sind schon groß genug…« Mit diesen Worten streckte Pepe seine linke Hand aus und fuchtelte dem Kugelkopf vorm Gesicht herum. »Findest du nicht auch?«

»Doch. Wenn ich sie mir genau betrachte…«, Jim nickte zustimmend.

»Wäre das schön, sie nur mal in der Hand zu halten…« murmelte Pepe.

In der Ladentür neben ihnen knackte es leise.

Es hörte sich an, als ob jemand den Schlüssel im Schloß drehte.

Jim wandte sofort den Kopf. Pepe schien das Geräusch überhaupt nicht vernommen zu haben.

»Da scheint jemand zu sein«, flüsterte der Guuf. Irritiert blickte er in die Runde, konnte jedoch zu seiner eigenen Beruhigung feststellen, daß keiner sie beobachtete. Das Geräusch konnte also nur aus dem Innern des Geschäfts gekommen sein.

Das lag in der Dunkelheit, und nur die nahe Straßenlaterne machte es möglich, sich die Auslagen zu betrachten.

»Unsinn«, stieß Pepe hervor. »Wer sollte jetzt in dem Geschäft sein?«

Da knackte es nochmal vernehmlich.

»Da hat einer den Riegel zurückgezogen!« reagierte Jim sofort, und unwillkürlich duckte er sich, als wolle er sich im nächsten Moment irgendwohin verkrümeln.

An der Tür jedoch tauchte niemand auf.

Neugierig ging der Mexikanerjunge die drei ausgetretenen Sandsteinstufen hoch und drückte vorsichtig die Klinke nach unten.

»Donnerwetter – die ist ja offen!« rief er aus.

Jim verdrehte die Augen. »Die ist nicht durch Zufall offen«, sagte er rauh. Er warf von der Seite einen vielsagenden Blick auf seinen Freund. »Da steckst du doch wieder dahinter… mach’ mir nichts vor!«

Pepe seufzte. »Aber ich konnte doch nichts dafür…« sagte der parapsychisch veranlagte Junge. »Es ist ganz unbewußt geschehen… glaub’ mir’s!«

Jim war sogar bereit, Pepe diese Erklärung abzunehmen. In Gegenwart seines Freundes ereigneten sich manchmal, ohne daß Pepe es wollte, seltsame Dinge. In Kaufhäusern blieben Aufzüge stehen oder elektrische Glühbirnen zersprangen. Messer und Gabeln verbogen sich, und anfangs hatte Pepe überhaupt nichts gegen diese unkontrollierbare Kraft in sich tun können.

Im Lauf der Zeit jedoch lernte er es, damit umzugehen. So konnte er ganz gezielt bestimmte Aktionen auslösen, mit einem Feingefühl, das verwunderte.

»Wahrscheinlich war der Wunsch in mir so stark«, wisperte Pepe. »Ich wollte gern im Geschäft sein… da ist die Tür von ganz allein aufgegangen…«

Er drückte die dunkle Holztür langsam nach innen. Leise quietschte sie in ihren Scharnieren.

»Wir können unmöglich hineingehen und dürfen auf keinen Fall länger hier bleiben«, warf Jim schnell ein. »Wenn uns einer sieht, meint er, daß wir Diebe sind…«

»Wir sind keine Diebe. Wir nehmen doch nichts mit… ich seh' mir bloß mal die Gitarre an.«

Er war fasziniert von dem Instrument, und Jim huschte mit seinem Freund rasch in den dunklen Laden, ehe sie von einem Passanten gesehen wurden und das Unheil seinen Lauf nahm.

Die beiden Jungen hielten den Atem an.

»Komm – laß uns gehen?« drängte Jim.

»Die Tür stand offen. Da können wir uns doch mal umsehen«, widersprach Pete, dessen Blick an der großen Gitarre hing, nach der er vorsichtig griff, um sie vom Haken zu nehmen. »Bevor ich sie Björn zeige, kann ich ja mal probieren, ob ich sie wirklich spielen kann…«

Er ging ganz in den dunklen Laden zurück. Hinter der Theke gab es einen Türdurchlaß, der von einem dichtgewebten, dunkelbraunen Vorhang verdeckt wurde.

Jim drückte vorsichtig die beiden Hälften auseinander und warf einen Blick in den dahinter liegenden, schmalen Korridor, von dem aus eine Treppe in die oberen Stockwerke führte. Außerdem – ihm genau gegenüber – lag eine Tür zu einem Nebenraum des Geschäftes.

»Aber wenn du jetzt zu spielen anfängst, wird man's hören«, machte er Pepe darauf aufmerksam. »Und dann fängt die Rennerei an…«

Der Mexikanerjunge schüttelte den Kopf. »Es kann überhaupt nichts passieren. Missis Green ist praktisch nie zu Hause. Obwohl es genau hier über dem Laden eine kleine Wohnung gibt.«

»Woher willst du das denn wissen?« fragte Jim überrascht.

»Intuition, mein Lieber.«

»Das glaub' ich nicht.«

»Wenn wir hier noch lange quatschen, verlieren wir 'ne Menge Zeit und gehen dabei das Risiko ein, daß wirklich jemand vorbeikommt…«

»Pepe«, entfuhr es da Jim, dem Kugelkopf. »Du warst schon mehrmals hier, nicht wahr?«

Der Mexikaner gestand seinem Freund, daß er fast jede Nacht hierher kam, um auf der Gitarre zu spielen.

»Die Räume über dem Geschäft sind nur tagsüber bewohnt. Missis Green verläßt nach Ladenschluß das Haus. Entweder hat sie noch eine Wohnung, oder sie lebt bei Bekannten. Wahrscheinlich ist es ihr hier in diesem alten Haus nicht ganz geheuer.«

Er zog sich vollends in die Dunkelheit hinter der Tür zurück, hockte sich auf die Erde neben dem Vorhang, nahm die Gitarre in den Arm und begann leise und mit Gefühl zu spielen.

»Es hört sich wundervoll an«, murmelte Jim. Mit glänzenden Augen stand er da. Er hörte es gern, wenn Pepe spielte – aber so gut wie in dieser Nacht hatte er ihn noch nie erlebt.

»Sie hat einen wunderbaren Klang. So volltönend. Und da fragst du, ob es mir möglich sein wird, sie zu umfassen.« Er lächelte gedankenversunken.

Obwohl das Spiel leise war, entging ihnen beiden das schleifende Geräusch nicht.

Abrupt hörte Pepe auf zu spielen.

»Was war das?« stieß Jim hervor. Er richtete den Blick zur dunklen Decke, an der eine uralte Lampe hing, ein Lüster, an dem zahlreiche Kristalle fehlten.

Schritte hörte man über ihnen. Die Dielen ächzten. Etwas Schweres wurde über den Boden geschleift…

»Komm! Nichts wie weg hier! Deine Missis scheint heute doch zu Hause zu sein.«

Im nächsten Moment sprang auch Pepe auf die Beine. Mit der Hand hielt er dabei die Saiten fest, um nicht ohne Absicht einen Akkord anzuschlagen und damit erst recht auf sich aufmerksam zu machen.

Einige Sekunden standen die beiden Freunde atemlos beisammen.

Über ihnen wurde vorsichtig eine Tür geöffnet. Dann war wieder das Schleifen eines schweren Körpers zu hören.

»Komisch, da stimmt doch etwas nicht«, wisperte Pepe. Er hängte die Gitarre an den Haken, und zwar in der gleichen Stellung, wie er sie angetroffen hatte, und lief dann auf Zehenspitzen zu dem Vorhang hinter der Theke, um einen Blick in den Korridor und auf die nach oben führenden Treppen zu werfen.

Wie ein Geisterfinger wanderte lautlos ein Lichtstrahl über die Wand hinter dem Treppenaufgang.

Es schien, als wolle sich jemand genau über den Weg vergewissern, ehe er die Lampe wieder ausknipste.

Wieder das schleifende Geräusch, dann ein leises Rumpeln, als ob jemand einen Sack Kartoffeln die Treppen herabzöge…

»Laß uns verschwinden«, flüsterte Jim.

»Einen Moment. Für uns beide besteht überhaupt keine Gefahr. Wir denken an Marlos, und husch – sind wir schon weg. Aber das

gefallt mir nicht. Ich weiß genau, daß außer Missis Green niemand über dem Geschäft wohnt. Sie hat es mir selbst erzählt.«

Spätestens hier wurde Jim klar, daß Pepe ihm doch einiges verschwiegen hatte.

Ehe der Guuf es verhindern konnte, huschte Pepe geduckt an der Wand entlang, durch den dunklen Korridor zum Treppenaufgang.

Pepe mußte sich ganz auf die Seite beugen, um einen Blick nach oben zu erhaschen.

Von der zweiten Treppe her sah er den großen, dunklen Schatten, der langsam um die Ecke kam.

Es rumpelte…

Der Mexikaner erkannte eine nach unten gebeugte Gestalt, die etwas Schweres über die Stufen zog.

Durch das winzige, quadratische Flurfenster fiel das schwache, ferne Licht der abseits stehenden Straßenlaterne. In diesem schummrigen Schein nahm er die gespenstigen Ereignisse wahr.

Ein großer, hagerer Mann war damit beschäftigt, eine schwere Last über die Stufen auf den nächsten Treppenabsatz zu bringen.

Offensichtlich war er jedoch zu schwach dazu, den Gegenstand auf den Schultern zu transportieren. Deshalb schleifte er ihn über die Treppe.

Es war ein großes, längliches und breites Paket.

Pepe glaubte zu erkennen, daß dieser Gegenstand in dunkle Wolldecken oder einen Teppich eingeschlagen war.

Einen Augenblick später wußte er es.

Er fuhr zusammen, als hätte jemand eiskaltes Wasser auf seinen Rücken geschüttet.

Dort oben geschah das Unerwartete.

Der hagere Mann, der die überschwere Last nicht anhieven konnte, taumelte zurück, als der Körper auf den letzten Stufen vor dem Treppenabsatz ins Rutschen kam.

Der eingewickelte Gegenstand hatte die Form eines Körpers, eines sehr korpulenten Körpers…!

Fast hätte Pepe aufgeschrien, als ihn ein furchtbarer Gedanke befiel.

Missis Green war eine dicke Frau…

Die Last des Trägers fiel gegen die Wand und blieb dort in verkrümmter Haltung liegen. Der Zufall wollte es, daß durch die Schräglage die Decke zur Seite aufklappte – und ein breites, leichenblasses, von grauen Haaren umrahmtes Antlitz sichtbar wurde.

Es war das Gesicht einer älteren Frau, die nicht mehr atmete.

Mrs. Green…

*

Sein Herz verkrampfte sich.

Pepe schluckte nervös, machte auf dem Absatz kehrt und lief auf Zehenspitzen auf den geöffneten Vorhang zu, wo Jim ihn erwartete.

»Nun?« zischte der Guuf. »Hast du etwas gesehen?«

»Ich glaube, da hat jemand Missis Green… ermordet«, stammelte der Mexikanerjunge mit schwerer Zunge.

Rasch zog er den Vorhang zu und drängte Jim in die Dunkelheit hinter die Theke. »Bleib hier – versteck' dich da unter dem Tisch! Da wird dich kein Mensch sehen. Paß' auf, was er mit ihr macht, wenn er sie bringt! Ich versuch', einen Polizisten zu erwischen…«

Jim nickte. Er suchte das Versteck auf, und Pepe huschte aus dem Laden.

Der Junge lief, so schnell ihn seine Beine trugen, zum Ende der Straße.

Am besten war es, wenn er sich zur Bar begab, wo sich die Straßenkreuzung befand. Vielleicht war ein Bobby in der Nähe. Wenn nicht – konnte man von der Bar aus telefonieren.

Außer Atem erreichte Hellmarks Adoptivsohn die Straßenkreuzung. Er blickte nach allen Seiten.

Es hatte wieder zu regnen angefangen, diesmal stärker. Pepe war rasch bis auf die Haut durchnäßt.

Passanten waren nicht auf der Straße. Hier in dieser Ecke war offensichtlich nicht besonders viel los.

Vorn kam ein einsamer Autofahrer. Der achtete überhaupt nicht auf den Jungen, der an der Ecke auftauchte und sich nervös nach allein Seiten umblickte.

Also doch die Bar… Er mußte dringend jemand Bescheid sagen, damit der Mörder nicht entkam.

Als Pepe kehrt machte und zum Eingang der rotbeleuchteten Bar lief, hörte er plötzlich die markige Stimme hinter sich.

»Nanu, Kleiner? Wohin willst du denn so eilig?«

Der Mexikanerjunge wandte den Kopf.

Über die Straßenkreuzung kam ein Bobby und steuerte direkt auf ihn zu.

Was für ein Zufall, dachte Pepe.

Er wußte, daß in London ständig in jeder Straße Streifenpolizisten patrouillierten.

»Ich wollte gerade die Polizei anrufen«, rief er dem Bobby zu. »Ich hab' etwas entdeckt… Missis Green… ich glaube, sie ist tot… und nun soll ihre Leiche weggeschafft werden.«

»Nun mal langsam, mein Junge«, beruhigte der Polizist den aufgeregten Sprecher, der seine Nachricht nicht schnell genug los werden konnte. »Am besten ist es, du erzählst mir alles der Reihe

nach.«

»Das tu' ich ja. Kommen Sie schnell! Je mehr Zeit verstreicht, desto wahrscheinlicher ist es, daß wir verlieren.«

Er sprach mit einer solchen Ernsthaftigkeit, daß der Bobby, der einen dunklen Regenmantel trug, nicht mehr an seinen Worten zweifelte.

Der Polizist und Pepe liefen los.

Ein heftiger Wolkenbruch setzte ein. Der Regen klatschte auf die Straße und spritzte in Fontänen nach oben.

Weit und breit war außer Pepe und dem Polizisten niemand zu sehen.

Das Musikgeschäft der Mrs. Green lag im Dunkeln.

Der Junge stürmte über die Treppe nach oben und stieß die Tür auf.

Er dirigierte den Bobby hinter die Theke durch den Vorhang, den Korridor entlang und zur nach oben führenden Treppe.

»Dort ist es. Da oben – war er«, verbesserte Pepe sich, als er sah, daß der unheimliche Mörder und sein Opfer offensichtlich schon weiter gekommen waren, als er vermutet hatte.

»Vielleicht ist er in den Keller gegangen… oder hier neben – in das Hinterzimmer…« fügte er schnell hinzu.

Er griff blitzschnell nach der Klinke und drückte sie herab. Die Tür ließ sich nicht öffnen.

Der Polizist trommelte mit beiden Händen dagegen.

»Aufmachen. Polizei«, rief er.

Niemand rührte sich.

Da nahm der Bobby einen Anlauf und warf sich mit voller Wucht dagegen. Das Schloß wurde aus der Tür gerissen. Holzsplitter flogen durch die Luft.

Der Raum dahinter war klein und enthielt nur Gerumpel. Hier hielt sich niemand auf.

»Vielleicht weiß Jim Bescheid.«

»Wer ist Jim?«

Pepe merkte, daß er einen Fehler begangen hatte. Wenn der Bobby Jim sah, würde er überhaupt nichts mehr glauben…

Doch nun war der erste Schritt schon getan. Der zweite mußte notwendigerweise folgen.

»Jim – das ist ein Freund. Er sollte den Mörder beobachten. Ich bin sicher, daß er weiß, was sich weiter abgespielt hat…«

Pepe lief zur Verkaufstheke. Irgendetwas mußte ihm einfallen, um Jims Aussehen zu erklären. Vielleicht konnte er behaupten, daß er sich maskiert hatte…

Er wurde dieses Hinweises enthoben.

Die dunkle Nische unter der Theke war leer.

Mörder, Opfer und Jim waren spurlos verschwunden!

*

»Das gibt es doch nicht… verdammt noch mal, Gwen… das muß ich mir aus der Nähe ansehen«, stieß Stephen Wolfe aufgeregt hervor.

»Ich habe Angst, Stephen«, stieß Gwen aufgeregt hervor.

»Was mag das gewesen sein? Eine Vision? Unsinn! Wir beide haben das gleiche gesehen, nicht wahr?« Stephen Wolfe redete einfach, um zu reden. Er warf sich in die Riemen und ruderte weit hinaus, um den Felsen herum, auf dem in siebzig Metern Höhe jene Hütte stand, in der sie alle übernachten wollten.

Dort oben hatte Joe Pilgram ebenfalls eine Vision gehabt. Die Vision einer unheimlichen Stadt, die aus Minaretten und Türmen bestand, eine Mischung zwischen orientalischer Baukunst und futuristischer Architektur.

Hing das eine mit dem andern zusammen?

Stephen Wolfe hatte Mühe, das schaukelnde Boot vom Fleck zu bewegen und gegen die Wellen anzukämpfen.

Dann sahen die beiden jungen Menschen das Ungeheuerliche, Unbeschreibliche, das ihnen erschien wie die Kulisse aus einem Alptraum.

Das Meer hatte eine eigentümliche Farbe, als wäre es von unten herauf geisterhaft beleuchtet. Es wechselte von Rot in Grün, schimmerte verhalten, erlosch und flackerte wieder auf im Rhythmus eines Herzschlags.

Und über dieser schimmernden Meeresfläche zog jene unheimliche Reiterin beschwörende Kreise!

Der Himmel riß auf. Einige Sekunden war das kalte, silberne Licht des Halbmonds zu sehen, der die Wolkenränder bizarr anleuchtete und auch das eigenartige Geschehen anstrahlte.

Deutlich war das riesige Reittier zu erkennen, ein Mittelding zwischen Pferd und einer schuppigen, urwelthaften Echse. Links und rechts aus dem plumpen Körper ragten gewaltige Schwingen, um die der Wind pfiff.

Eine Frau in voller Montur einer silbern schimmernden Rüstung, die ebenfalls mit metallenen Flügeln ausgestattet war, saß in herrischer Pose auf dem Tier, hatte beide Hände in die Luft gereckt und zog mit der rechten Hand, die das Krummschwert hielt, Zeichen in den nächtlichen Himmel.

Das Loch in den Wolken schloß sich wieder, der Mond versank, aber das unheimliche Bild blieb.

Lautlos aus dem Nichts schälten sich plötzlich die Umrisse einer gewaltigen Stadt, die auf mattem Feuerschein schwebte, als würden

Flammenzungen sie tragen.

Es war jene Stadt, von der vorhin Joe Pilgram gesprochen hatte!

Schlanke, düstere Minarette, gezackt geformte Türme ragten hinter hohen Mauern empor, die in regelmäßigen Abständen gewaltige, verschließbare Tore hatten.

Gwen Orthry schrie gellend auf und preßte die rechte Hand gegen den Mund.

Die seltsame Reiterin kreiste über den Türmen der Stadt, sank dann hinab in das riesige Gebilde, das über dem Meer schwebte und kam ihnen sichtlich Stück für Stück näher.

»Laß uns fliehen, Stephen!« drang es aus dem Mund Gwen Orthrys.

Sie begriffen beide nicht, was hier geschah, und konnten es nicht in das ihnen bekannte Weltbild einordnen.

Besucher von einem anderen Stern?

Eine grausame Halluzination, die sich auf sie beide in der gleichen Art und Weise auswirkte?

Irgendetwas mußte es sein. Denn dies – war alles andere als ein Traum.

In den natürlichen Wind mischte sich ein unheimliches Rauschen, das immer stärker anschwoll. Die Wellen wurden höher. Das kleine Ruderboot schaukelte wie eine Nußschale auf der bewegten See.

Gwen Orthry kippte nach vorn ins Boot, und eine Welle schwappte über sie hinweg.

»Wir werden kentern… Stephen… um Himmels willen… tu' doch etwas!« Sie verlor plötzlich die Nerven und reagierte hysterisch.

Doch – war es verwunderlich in Anbetracht der Dinge, die sie hier erlebten?

Mit aller Kraft riß Stephen Wolfe die Ruderblätter nach vorn. Aber gegen die aufgewühlte See bewirkten seine Kräfte nichts.

Die Wellen trieben ihr Spiel.

Gewaltige Brecher trafen das Ruderboot und drückten es herum. Die beiden Menschen klammerten sich verzweifelt an die Bootswände und wurden der Stadt aus dem Nichts, der Alptraumstadt Apokalyptas aus den fernsten Räumen und Zeiten, immer mehr entgegengetragen.

Der Wind entwickelte sich zum Orkan. Die Wellen stiegen empor wie riesige, leckende Zungen, breiteten sich über ihnen aus und schlugen dann über dem Ruderboot zusammen.

Das war zuviel für das kleine Gefährt.

Es kenterte. Die beiden Insassen wurden wie Spielbälle hinausgeschleudert.

In der wildbewegten See tauchten Gwen Orthry und Stephen Wolfe unter und kämpften verzweifelt gegen den Tod im Wasser.

Sie tauchten wieder auf. Gerade lange genug, um nach Luft zu schnappen, ehe die nächste Welle heranschoß und über ihnen

zusammenschlug.

Der Kampf auf Leben und Tod begann!

Und doch hatten sie von Anfang an nicht die geringste Chance.

Sie kamen keinen Meter an den Felsen heran, der nur eine Steinwurfweite von ihnen entfernt aus dem Meer ragte.

Die Wellen trugen sie in die entgegengesetzte Richtung – direkt auf die Stadt der Türme und Minarette zu, von der etwas Unheimliches ausging, das die ganze Atmosphäre vergiftete.

Die Elemente waren beschworen und aufgewühlt, die Wellen stiegen steil empor und fielen krachend und donnernd in sich zusammen, als würden sie Antwort geben auf die lautlose Beschwörung durch die unheimliche Reiterin aus den Lüften.

Für all diese Dinge aber hatten Gwen Orthry und Stephen Wolfe keine Augen mehr.

Sie waren mit sich beschäftigt, erfüllt von Angst und Grauen vor dem furchtbaren Tod, der sie hier erwartete.

Die Wellen schwappten sie wie Treibgut gegen die Mauern der gewaltigen Stadt, wo sie beide in unmittelbarer Nähe eines Tores erschöpft – und halb bewußtlos vor Schwäche und Panik – liegen blieben.

Ihnen beiden wurde nicht bewußt, daß das Tor sich öffnete – und daß die Öffnung groß und gewaltig war wie der Rachen eines vorsintflutlichen Ungeheuers, der sich aufgetan hatte, um sie zu verschlingen…

*

Die anderen der Clique, die am felsigen Gestade zurückgeblieben waren, bekamen von den aufregenden Ereignissen hinter dem Felsvorsprung nichts mit.

Aber sie merkten, daß etwas in der Luft lag.

Das Wetter verschlechterte sich rapide.

Die Wellen wuchsen an und schwere Brecher krachten gegen die Felswände, brachen sich dort, fielen schäumend zurück, und schon tauchten neue auf, noch höhere, noch wuchtigere, so daß die vier zurückgebliebenen jungen Leute gezwungen wurden, ihren Standort zu verlassen.

Doch das ging nicht so einfach.

Rauschend und donnernd jagte das Wasser heran. Eine nasse Wand stieg in die Höhe und bildete einen neuen Himmel über ihnen, während sie um ihr Leben rannten.

Und dann schlug diese Riesenwelle über ihnen zusammen.

Die Schreie der vier jungen Menschen gingen unter in dem allgemeinen, urwelthaften Krawall, der sich anhörte, als würden Erde

und Wasser wie vor Beginn der Zeiten voneinander getrennt.

Da konnte sich niemand mehr von ihnen auf den Beinen halten.

Sie wurden zu Boden geschleudert und an die Wand gedrückt, Joe Pilgram flog durch die Luft wie von einem Katapult geschleudert.

Die anderen wurden ins Meer gerissen, während der Rauschgiftsüchtige zwischen glatt geschliffenen Felsen landete, daß ihn alle Glieder schmerzten.

Pilgram stand dicht vor der Bewußtlosigkeit.

Eine neue Welle…

Krachend fuhr sie zwischen die Felsensteine, schwappte über ihn hinweg und spülte ihn weiter in das Loch hinein, so daß er auf der anderen Seite ausgetrieben wurde wie ein Sektkorken aus der Flasche.

Auf allen vieren krabbelte der völlig Durchnäßte weiter. Er rutschte ab, raffte sich wieder auf, und ohne einen Blick hinter sich zu werfen gelang es ihm, hinter einem Felsvorsprung unterzutauchen. Von da aus erreichte er den nach oben führenden, steinigen Pfad, den sie vorhin zum Abstieg benutzt hatten.

Das Geröll unter seinen Füßen geriet in Bewegung. Pilgram stürzte. Wieder ging es einige Meter nach unten. Dann kam eine neue Welle, sie schwappte weit über jene Markierungslinie hinaus, die das Wasser sonst an Land spülte.

Es kam Pilgram vor, als hätte eine Kanone ihn ins Visier genommen und würde ihn mit Schmutz beschießen.

Schmierige Pflanzenteile und eine leere Konservendose trafen ihn. Ein großer Fisch klatschte unmittelbar neben seinem Kopf auf den steinigen Untergrund, sprang wie ein Gummiball in die Höhe, lag zitternd und mit aufgerissenem Maul schließlich einen Meter vor ihm, und seine Bewegungen erlahmten.

Der Engländer krallte sich in die steinige Erde und hielt sich an einem Felsblock fest.

Sich halb zur Seite drehend, mußte Pilgram sehen, daß das Meer vor ihm unheimlich angeschwollen war, daß Fontänen aufstiegen, als würden unterseeische Bomben explodieren, daß vollkommen unmotiviert sich Wellen bildeten, die sich krachend auf dem Land brachen.

Das Grauen schnürte dem jungen Mann die Kehle zu.

So etwas hat er noch nie erlebt. Er war schon oft auf dieser Seite der See gewesen, aber heute kam ihm die Umgebung fremd und unheimlich vor, als wäre er nie hier gewesen.

Pilgrams Herz schlug wie rasend.

Er keuchte erschöpft und kroch auf dem Bauch nach oben. Nur nicht wieder von solch einer Welle getroffen werden! Er mußte so schnell wie möglich weiter nach oben kommen, um den riesigen Brechern auszuweichen.

Die Welt und die Natur spielten verrückt. Es herrschte kein Sturm, aber das Meer war aufgewühlt, als würde in der Tiefe ein gewaltiges, urwelthaftes Ungetüm den Angriff vorbereiten.

Ein Erdbeben?

Unwillkürlich kam dem Benommenen auch dieser Gedanke.

Jessy und die anderen… er konnte sie nirgends sehen. Ob das Meer sie verschluckt hatte?

Pilgram wußte nicht mehr zu sagen, wie es ihm gelang, auf dem steinigen Pfad nach oben zu kommen, sich aufzurichten und halb geduckt weiter zu laufen, bis er vor Erschöpfung auf einem Felsvorsprung zusammenbrach.

Kraftlos griff der junge Mann in die steinige Erde und wollte sich automatisch weiter in die Höhe ziehen, aber dazu war er schon zu schwach.

Während tief unter ihm das Meer rauschte und schäumte und die Wellen gegen die steilen, zerklüfteten Felswände krachten, so daß man meinte, ein schweres Gewitter würde sich über diesem Ort austoben, verlor Joe Pilgram das Bewußtsein.

*

Der Bobby sah, wie erschrocken der Junge war, und unterließ deshalb eine kritische Bemerkung.

»Er muß hier sein«, stieß Pepe hervor, noch ehe der Uniformierte zu Wort kam. »Ich hab’ ihn hier als Wächter zurückgelassen… ich hab’ fast geahnt, daß der Mörder von Missis Green auf geheimnisvolle Weise untertauchen würde.«

Der Bobby nickte nachdenklich. »Soso«, murmelte er, und in seiner Stimme war eine gewisse Strenge nicht zu überhören. »Du hast es also geahnt…« Man sah dem Mann förmlich an, wie es hinter seiner Stirn arbeitete.

Er hielt das Ganze für eine recht fantastische Geschichte, versuchte aber, sich das nicht anmerken zu lassen. Im Verhalten des Mexikanerjungen lag etwas, das ihm zu denken gab.

Die Tür des Lädchens stand offen, aber auf den ersten Blick schien nichts von dem zu fehlen, was Mrs. Green in ihrem Geschäft anbot. Und Spuren eines Kampfes – waren nicht zu entdecken! Die Schubladen an der Verkaufstheke waren abgeschlossen, die Instrumente in den Wandregalen ordentlich eingeräumt, so daß jeder Gedanke, ein Dieb könne sich hier betätigt haben, von vornherein absurd war.

Der Bobby machte es sich nicht einfach. Er kontrollierte sämtliche Räume im Parterre und stieg schließlich gemeinsam mit Pepe über die Treppe nach oben in die erste Etage.

Geschäft und Wohnung der Mrs. Green waren eine eigene kleine Welt für sich.

Durch einen Hintereingang war beides miteinander verbunden. Das Haus gehörte Mrs. Green, und sie schien – was in eigenartigem Widerspruch zu ihrem Geschäftsgebaren stand – Angst vor fremden Menschen oder zumindest den Wunsch in die Tat umgesetzt zu haben, allein und ungestört hier zu wohnen.

Über den normalen Hauseingang war weder Geschäft noch Wohnung zu erreichen. Eine später eingezogene Wand machte es unmöglich.

Der Bobby schaltete die Korridorbeleuchtung an. Vor Mrs. Greens Wohnungstür angekommen, klopfte er und wartete ab.

Nichts tat sich…

Alles blieb still. Und die Tür war verschlossen.

Da stimmte überhaupt nichts mehr.

Wem sollte er nun glauben? Den Worten des Jungen oder dem tatsächlichen Eindruck, den er gewonnen hatte?

Alles sprach dafür, daß sich niemand in der Wohnung der ersten Etage befand.

Doch der Bobby wollte es genau wissen, um seinen Eindruck zu vervollständigen.

Sie kehrten in den Laden zurück. Da stand ein Telefon. Der Polizist suchte Mrs. Greens Telefonnummer heraus. Sie hatte zwei. Eine für das Geschäft und eine für die Wohnung darüber. Eine zweite in ihrem anderen Apartment, das in der Kingston-Road lag.

Der Bobby wählte die Nummer von dort.

Pepes Lippen waren zu einem schmalen Strich zusammengepreßt.

»Da ist niemand zu Hause. Das müssen Sie mir glauben«, flüsterte er erregt. »Ich habe ganz deutlich gesehen, wie ihr Mörder sie die Treppe hinabschleifte. Also kann Mrs. Green sich nicht melden…«

Der Polizist warf Pepe einen merkwürdigen Blick zu. Langsam setzte sich die Erkenntnis bei ihm durch, daß mit dem Jungen wirklich etwas nicht stimmte.

Er lauschte auf die Klingelzeichen am anderen Ende der Strippe.

Der Apparat schlug sechsmal an.

Dann knackte es in der Leitung. Es wurde abgehoben.

»Ja?« fragte eine verschlafene Frauenstimme.

»Entschuldigen Sie bitte«, reagierte der Bobby sofort. »Hier ist Sergeant Masters. Habe ich Missis Green am Apparat?«

Pepe stand neben dem Bobby. So entging ihm nicht die klare, auch ihm bekannte Stimme aus dem Hörer.

»Ja, Sergeant… hier ist Missis Green. Was ist denn los?«

*

Björns Adoptivsohn hatte das Gefühl, als würde der Boden sich unter seinen Füßen öffnen.

Sergeant Masters atmete tief durch. Er erklärte Mrs. Green, daß er zufällig die Straße entlang gegangen sei und festgestellt hätte, daß die Tür zum Geschäft nicht verschlossen war.

Mrs. Green gab einen leisen, erschreckten Aufschrei von sich und zu erkennen, daß sie sich nicht erklären könne, weshalb das so wäre. Sie versprach, sich sofort auf den Weg zu machen.

Der Bobby legte auf.

Kein einziges Wort hatte er von den Vorfällen berichtet, die Pepe ihm genannt hatte. Dafür war der Junge ihm sehr dankbar.

Er war verwirrt. »Das kann nicht sein, Sergeant… ich weiß genau, was ich gesehen hab, da ist doch etwas faul!«

Der Mann nickte. »Diesen Eindruck habe ich auch, Bürschchen. Ich glaube, du hast mir einen ganz schönen Bären aufgebunden. Es gibt weder deinen Freund, den du angeblich unter der Verkaufstheke versteckt hast, noch einen Mörder, der die Leiche von Missis Green weggeschafft hat. Ich habe eben mit Missis Green gesprochen, und sie machte einen recht lebendigen Eindruck. Gott sei Dank!«

»Aber – das muß sie nicht gewesen sein. Es kann doch jemand anders auf Ihren Anruf geantwortet haben, nicht wahr?«

»Und wie soll das wieder in die Geschichte passen?«

»Vielleicht hat der Mörder etwas geahnt… vielleicht hat Jim…« Nein, schoß es Pepe im gleichen Augenblick durch den Kopf, und er unterbrach sich abrupt.

»Was wolltest du gerade eben sagen?« hakte der Sergeant sofort nach.

Pepe druckste herum. Er wollte nicht mit der Sprache heraus. Doch dann sah er ein, daß dies grundfalsch war. »Ich mache mir Sorgen um meinen Freund… der Mörder muß ihn entdeckt haben, oder Jim ist ihm gefolgt und hatte bisher keine Gelegenheit, wieder hierher zurückzukommen, um mich zu treffen…«

In den Augen Sergeant Masters’ war alles ganz anders als in denen Pepes. Das war nur verständlich.

Für Pepe war das Ereignis, das er mit eigenen Augen beobachtet hatte, mehr als nur ein böser Traum. Der Junge verstand nicht, wieso Mrs. Green angeblich zu Hause war und auf den Anruf des Sergeant hatte antworten können.

Die Unruhe in Pepe wuchs.

Er ging zur Tür.

»Wo willst du denn hin?«

»Raus – auf die Straße. Vielleicht ist Jim in der Nähe…«

»Bleib hier, Junge! Wir warten auf Missis Green. Damit du siehst,

daß sie's wirklich noch gibt…«

Pepe ergab sich zunächst in sein Schicksal. Etwas anderes blieb ihm vorerst nicht übrig.

Auch er war gespannt darauf, ob Mrs. Green wie angekündigt wirklich kam.

Und sie kam!

Mit einem Taxi. Es hielt direkt vor dem Ladeneingang. Noch immer regnete es stark. Im Licht der Scheinwerfer glitzerten die vom Himmel fallenden Tropfen wie Perlen an einer Schnur.

Eine ältere, dicke Frau stieg aus, die in einen Mantel mit Fischgrätmuster gehüllt war. Sie hatte einen langen, schwarzen Regenschirm bei sich, den sie aufspannte. Mit forschem Schritt überquerte sie den Gehweg, kam die drei Treppen hoch und ging in den Laden, dessen Tür von Sergeant Masters aufgehalten wurde. »Also so etwas«, schüttelte die große, leicht gebückt gehende Frau den Kopf. Sie hatte graues, gewelltes Haar, eine dicke Nase und ein sympathisches Gesicht. Um ihren Hals hatte sie wie ein junges Mädchen einen bunt gemusterten Schal geknotet. »So etwas ist mir noch nie passiert. Da hab' ich doch glatt vergessen, heute abend beim Weggehen abzuschließen.«

Mit lebhaften Augen blickte sie in die Runde. »Aber unliebsamen Besuch scheint es keinen gegeben zu haben. Es ist alles noch an Ort und Stelle. Auf den ersten Blick jedenfalls kann ich nicht feststellen, daß etwas fehlt.«

Sie lächelte dem Polizisten zu und blickte dann verwundert auf Pepe, den sie erst in diesem Augenblick wahrzunehmen schien. »Aber Junge – wie kommst du denn jetzt hierher? So spät?«

Sergeant Masters schaltete sofort. »Sie kennen ihn?« fragte er überrascht.

»Aber natürlich, Sergeant. Er ist einer meiner regelmäßigen Besucher«, lächelte Mrs. Green. Sie schien das Ganze hier nur wenig zu erstaunen. Die Frau hatte Nerven wie Drahtseile. »Du gehörst doch längst ins Bett.«

»Ich war zufällig draußen vor dem Schaufenster, als der Sergeant merkte, daß die Tür offen stand«, richtete Pepe sich auf die Erklärung des Bobbys ein.

»So spät bist du noch unterwegs?« wiegte Mrs. Green erstaunt den Kopf. Sie schüttelte ihren Regenschirm aus. »Scheinbar träumst du Tag und Nacht von ihr.«

Dann erzählte Mrs. Green in allen Details von den zahlreichen Besuchen Pepes in diesem Laden und davon, daß er sich an dieser einmalig schönen Gitarre nicht sattsehen könne. »Er scheint Tag und Nacht davon zu träumen. Und jetzt kommt er zu später Stunde noch vorbei, wie um nachzuprüfen, ob ich auch mein Versprechen halte…«

»Was haben Sie ihm denn für ein Versprechen gegeben?« interessierte sich Sergeant Masters.

»Ich habe ihm gesagt, daß ich die Gitarre wirklich für ihn aufhebe, bis er sie bezahlen kann. Er wollte darauf sparen und hat sogar etwas anbezahlt…« Sie lächelte gewinnend und fuhr ihm durch seinen nassen Wuschelkopf.

Pepe verschlug es die Sprache. Er, der sonst so schlagfertig war, steckte zurück.

Tausend Gedanken gingen ihm durch den Kopf, und man merkte ihm die Unsicherheit an, unter der er stand.

Was Pepe jetzt erlebte, mußte ihn in Zwiespalt mit dem bringen, was er vorhin gesehen hatte – meinte, gesehen zu haben… Er ertappte sich dabei, daß er anfing, seine eigenen Gedanken zu sezieren.

Mrs. Green entschuldigte sich vielmals, daß sie dem Sergeant nun noch diese Unannehmlichkeit bereiten mußte und sagte, daß sie in Zukunft besser aufpassen würde, damit so etwas nicht mehr vorkäme.

Sie unterbreitete ihm dann den Vorschlag, ihn mit dem Taxi zum Revier und den Jungen nach Hause zu bringen.

Sie wollte ihnen den Weg durch den Regen ersparen.

»Danke! Das ist sehr freundlich von Ihnen, Madam… Aber ich möchte doch lieber zu Fuß gehen und den Jungen mitnehmen. Wir beide müssen uns nämlich noch über einen ganz bestimmten Punkt unterhalten.«

Mrs. Green zuckte die Achseln, der Taxifahrer öffnete die Tür, und die Frau stieg in den Wagen.

Da lief Pepe auf sie zu. »Missis Green…«, stieß er gepreßt hervor.

»Ja, mein Junge?« Sie beugte sich ein wenig nach vorn und lächelte ihm freundlich zu.

»Ich wollte nur gern wissen, ob Sie heute abend nach Ladenschluß nochmal in Ihrer Wohnung gewesen sind?«

»Nein, mein Junge. Ich habe heute sogar schon etwas früher aufgehört als sonst. Aber warum fragst du danach?«

»Nur so…«, murmelte Pepe in seinen Bart, drehte sich um, und der Sergeant schlug den weiten Regenmantel um ihn und legte beinahe freundlich die Hand auf seine Schulter.

»Und nun bist du mal ganz ehrlich zu mir«, sprach Masters ihn an. »Wie bist du denn auf die Schnapsidee gekommen, mir so 'ne Geschichte unterzujubeln, Junge?«

»Nicht ein einziges Wort von dem, was ich zu Ihnen gesagt habe, Sergeant, war gelogen.« Er sagte es mit einer Festigkeit, die Masters erstaunt die Augenbrauen heben ließ.

»Jetzt, nachdem alles okay ist, kannst du's mir sagen. Etwas stimmt nicht mir dir. Entweder soll das Ganze 'ne Kraftprobe sein, damit du deinen Freunden imponierst, da muß ich allerdings sagen, daß ihr

euch ein verdammt schlechtes Beispiel dafür ausgesucht habt. Das Ganze ist nämlich kein Scherz mehr, sondern schon grober Unfug, und der ist bekanntlich strafbar. Oder – hauch’ mich doch mal an…«

Pepe tat wie ihm geheißen.

»Nein! Nach Alkohol riechst du nicht. Und abhängig von irgendeinem Stoff scheinst du Gott sei Dank auch nicht zu sein. Dich hat also der Teufel geritten.« Masters seufzte. »Oder hat dich einer aufgefordert, das zu tun? Wer bist du eigentlich? Ich möchte gern deinen Namen wissen.«

»Den möcht'' ich nicht gern sagen«, entgegnete Pepe.

»Dann mußt du leider mit mir gehen, Junge. Ich habe nicht vor, dir Steine in den Weg zu legen. Ich habe selbst einen Sohn in deinem Alter und weiß, was für Schnapsideen dem Tag für Tag durch den Kopf gehen. Ein richtiger Junge, der übt auch mal ’nen Streich aus. Dafür haben wir doch Verständnis. Aber was du gemacht hast, das ist, wie ich schon sagte, ein Schritt zuviel gewesen. Dennoch bin ich bereit, nochmal ein Auge zuzudrücken und keine Anzeige zu, erstatten. Es sei denn, daß du mit solch komischen Gedanken schon öfter in Erscheinung getreten bist.«

»Noch nie!« fiel Pepe dem Sergeant ins Wort, froh, einen Menschen gefunden zu haben, der so verständnisvoll auf ihn einging.

»Also – es bleibt dabei. Du sagst mir, wie’s gekommen ist – und ich will die Geschichte vergessen. Daß Missis Green lebt und ihr nichts passiert ist, davon hast du dich doch mit eigenen Augen überzeugt?«

Pepe nickte nur widerwillig. »Aber wo ist da die andere – die ich gesehen habe«, konnte er sich die Bemerkung nicht verkneifen.

»Nun fang’ nicht schon wieder damit an. Sonst muß ich dich doch mitnehmen, und wir müssen ein ausführliches Protokoll von der Sache schreiben. Und nun sag mir deinen Namen. Du machst es uns beiden einfacher…«

Da kam es zum Kurzschluß bei Pepe.

Ehe der Sergeant dies erkannte, riß der Junge sich los, schlug den Regenmantel zurück, den der Bobby fürsorglich um seine Schultern gelegt hatte, und spurtete los.

Er rannte durch den strömenden Regen bis zur Straßenecke, die noch etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt lag.

»Junge! So bleib’ doch stehen! Es ist doch kein Grund, davonzulaufen.« Sergeant Masters nahm die Verfolgung auf, um Pepe, der in diesem Augenblick um die Straßenecke bog, nicht aus den Augen zu verlieren.

Im nächsten Moment erreichte der Sergeant die Kreuzung und blieb wie von einer unsichtbaren Hand aufgehalten abrupt stehen.

Die Straße lag leer vor ihm.

Der kleine Mexikaner war weit und breit nicht zu sehen. Es schien,

als hätte der Erdboden ihn verschluckt.

*

Björn Hellmark, der Herr von Marlos, hielt sich im Kreis der Freunde auf.

Dazu gehörten außer Carminia, die Frau, die er liebte, Rani Mahay, Arson und seit neuestem Ak Nafuur, der als Molochos in die Annalen der dämonischen Geschichte Rha-Ta-N'mys eingegangen war, aber dank Hellmarks Hilfe den Weg zu den Menschen wieder zurückgefunden hatte.

Unmittelbar nach ihrer Rückkehr aus der unheimlichen Zitadelle der Grausamen, in die sie alle geraten waren, hatten sie sich erneut auf Marlos versammelt, um die Vorgänge zu erörtern und vor allem auch um ihnen den richtigen Stellenwert zu geben. Ak Nafuur, der ehemalige Molochos, hatte den ausschlaggebenden Gedanken vorgebracht, jene Zitadelle im ewigen Eis der Arktis aufzusuchen, in der sich unheimliche Ereignisse schließlich überschlagen hatten. Fast zu spät erkannte Hellmark, daß die Zitadelle in der Arktis nur noch eine Art Überbleibsel war, eine Spur der echten, die von unheimlichen Mächten wie die Alptraumstadt Apokalyptas nicht an die Gesetze der Physik gebunden war.

Wieder waren unschuldige Menschen zu Schaden gekommen, weil grausame Feinde tätig geworden waren. Für sie waren Menschenleben oft nichts anderes als ein Spielzeug.

Die Ereignisse um die Zitadelle hatten jedoch einige Dinge ans Tageslicht befördert, mit denen Björn Hellmark bisher nichts zu tun gehabt hatte.

So war herausgekommen, daß in der Zitadelle ein Zentrum existierte, in dem die Macht von drei Magiern aus dem Universum vereint war. Mit Hilfe seines Zweitkörpers Macabros war Björn dort eingedrungen und hatte diese Robot-Magier mit dem Schwert des 'Toten Gottes' angegriffen. Ehe die Zitadelle verschwand, war es ihnen allen gelungen, das unheimliche Bauwerk zu verlassen und zusätzlich einige Menschen zu retten, bevor diese in Affen- oder Fischgesichtige verwandelt wurden.

Bis zur Stunde war die Zitadelle nicht wieder aufgetaucht.

Björn wertete dies als ein Erfolgszeichen dafür, daß es ihm tatsächlich gelungen war, die empfindliche Maschinerie zu treffen und die Macht der drei Robot-Magier auszuschalten.

Doch die Herkunft und der wirkliche Zweck der Zitadelle blieben nach wie vor ein Geheimnis. Ob die Gefahr wirklich ausgeschaltet war oder ob das mit Labyrinthen und geheimnisvollen Kammern versehene Bauwerk nochmal auftauchen würde – diese Frage würde erst in

nächster Zukunft beantwortet.

Um lückenlose Erfahrungen zu sammeln, hatte Björn alle seine Freunde aufgefordert, die Augen offenzuhalten.

Zu ihnen zählte auch Richard Patrick, der Verleger von 'Amazing Tales'. Diese Zeitschrift war in der ganzen Welt verbreitet und behandelte Themen des Übersinnlichen, Okkulten und Phantastischen. Ein großer Stab von Mitarbeitern, die fest an ihre Mission glaubten, waren für Patrick überall in der Welt tätig. Ständig befanden sie sich auf der Suche nach außergewöhnlichen Vorkommnissen, um Gesetzmäßigkeiten geheimnisvoller Feinde auf die Spur zu kommen und andererseits Menschen, die mit übernatürlichen Gaben gesegnet waren, aufzuspüren. Denn sie alle – darin gab es keinen Zweifel mehr – waren nur deshalb so geworden, weil das Blut der alten Rasse, von der auch Hellmark abstammte, in ihren Adern floß. Diese Dinge gingen zurück auf Ereignisse, die vor rund zwanzigtausend Jahren die Erde erschütterten und die Menschen, die damit zu tun hatten, in Atem hielten. Damals ging nicht nur Atlantis unter, sondern auch Xantilon, ein großer Kontinent, auf dem eine menschliche Rasse lange Zeit in Eintracht und mit einer hochentwickelten Kultur lebten. Das Überhandnehmen magischer und okkulter Praktiken und die Beschwörungen zu Rha-Ta-N'my, die zu Beginn der Zeiten auf der Erde hauste, als die glutflüssigen Kontinente Mu und Lemuria als erste existierten – riefen in Xantilon ein tödliches Ereignis hervor.

Die Mächte der Finsternis formierten sich seinerzeit und versuchten, das Reich der Lebenden und Toten im Handstreich zu übernehmen. Xantilon zerbrach wie seine Völker in zwei Teile und sank auf den Boden des Meeres.

Die meisten Einwohner der Insel starben einen grausamen Tod. Doch einig konnten sich retten, lebten seither verstreut auf den anderen Kontinenten und vermischten sich mit den Bewohnern dieser Länder. Doch das wahre Blut jener aus Xantilon ging nie völlig unter in den Adern derer, mit denen sie sich verbanden. Erst in neuerer Zeit war feststellbar, daß ein Großteil der in der Gegenwart lebenden Menschen Nachkommen jener waren, deren Wiege vor zwanzigtausend Jahren auf Xantilon stand.

Ihre Zugehörigkeit äußerte sich zumeist dadurch, daß sie fühlten, nicht verstanden zu werden, daß sie andere Fähigkeiten entwickelten, daß sie als Telepathen, Telekineten auftraten oder die Gabe besaßen, mit den Toten im Jenseits zu sprechen und parapsychische Aktivitäten entfalteten, vor denen sie oft selbst erschraken.

Die Ereignisse in der Zitadelle hatten alle, die in der Blockhütte versammelt waren, in Bann gezogen. Und jeder versuchte nun aus der Erinnerung jene Kammern, Korridore, Gänge und Räumlichkeiten auf Papier zu skizzieren, die die einzelnen gesehen und entdeckt hatten.

Besonders umfangreich waren dabei die Daten, die Björn liefern konnte, weil er mit seinem Doppelkörper Macabros fast überall in der gigantischen Burg gewesen war, um seine Freunde aufzuspüren, ohne jedoch das Glück gehabt zu haben, dies zu schaffen.

Mit seinem beinahe fotografischen Gedächtnis hatte er sich die Lage der Räume und Gänge gemerkt und vervollständigte mit den Freunden gemeinsam die Skizze, deren Mittelpunkt das magische Zentrum war.

Mitten in das Gespräch hinein – platzte Pepe.

Der Junge riß die Tür auf. »Björn!« rief der auf Marlos Zurückgekehrte.

Hellmarks Adoptivsohn hatte sich aus dem verregneten London direkt nach Marlos versetzt, wo die Sonne warm und frühlingshaft schien und er den kühlen Regen auf seiner Haut nicht mehr spürte.

Björns Augen wurden zu schmalen Schlitzen.

Der gutaussehende Mann mit dem blonden Haar, den blau-grauen Augen, den scharf geschnittenen Zügen eines Wikingers, sprang auf. »Was ist denn los, Pepe?« fragte er erschreckt. »Wie siehst du denn aus? Bist du ins Wasser gefallen?«

»Ich bin durch den Regen marschiert«, erwiderte der Gefragte. Er war außer Atem und sah gehetzt aus.

Stockend berichtete Pepe von den Dingen, die sich in London ereignet hatten. Auf diese Weise erfuhr Björn zum ersten Mal, daß der Junge seit einiger Zeit regelmäßig Besuche in der britischen Hauptstadt machte, ohne bisher darüber gesprochen zu haben.

Dies alles war auch nicht weiter schlimm. Pepe konnte sich von Marlos aus nach Wunsch jederzeit an jeden beliebigen Ort der sichtbaren Welt versetzen. Daran war für ihn nichts mehr Besonderes. Nur die Zeit, die er diesmal gewählt hatte, und die Art und Weise des Geschehens, sowie die Hintergründe – gefielen Hellmark nicht.

»Ich muß mit dir unter vier Augen reden. Es ist sehr wichtig.« Pepe war ernst, und Tränen schimmerten in seinen Augen.

Hellmark folgte dem Jungen nach draußen. Carminia Brado blieb in der Blockhütte zurück, nachdem sie Pepes Worte vernommen hatte.

Auf dem Weg zum Strand, der von weißem Sand bedeckt war und auf dem hohe Palmen wuchsen, erzählte Pepe, was er erlebt und wie oft er sich schon in London aufgehalten hatte, um diese besondere Gitarre immer wieder zu sehen und sie zur Hand zu nehmen.

Björn war erstaunt, daß der Junge, dem er jeden Wunsch von den Augen ablas, sich so verhalten hatte.

Pepe sagte ihm auch weshalb. »Ich wollte ein Geheimnis haben… mein Geheimnis, Björn, und ich wollte dich damit überraschen. Das ist der Grund…«

Hellmark verstand ihn.

Pepe mußte weit ausholen, damit Björn verstand, worum es ging. Der Junge verschwieg nichts. Er erzählte das Erlebnis von seiner Beobachtung, vom Verdacht daß Jim, der Guuf Mörder und Ermordete verfolgt hatte, um herauszufinden, wohin sie sich begeben hatten.

»Aber der Sergeant, mit dem du zu tun hattest, Pepe, hat keine einzige Spur gefunden, die darauf schließen ließ, das das, was du meinst gesehen zu haben, von ihm geglaubt werden konnte, nicht wahr?«

»So ist es, Björn«, nickte Pepe eifrig.

Hellmark konnte die Reaktion des Polizisten gut verstehen. Das, was Pepe erzählte, und das, was er dagegen zu sehen bekam, stand in scharfem Widerspruch zueinander.

»In welcher Straße liegt das Musikgeschäft?« wollte Björn wissen.

»In der Marshall-Street Nummer 86…«

Er wollte genau wissen, wie das Haus aussah, und Pepe konnte es ihm gut beschreiben.

Noch während er dem Jungen zuhörte, tat Hellmark etwas, was von dem Jungen nicht registriert wurde.

Ein kurzer, intensiver Gedanke genügte, um Macabros entstehen zu lassen. Björn Hellmark konnte sich verdoppeln. Seinen Ätherkörper ließ er gleich an Ort und Stelle materialisieren, die Pepe ihm gerade beschrieb.

Wenn es stimmte, was Sergeant Masters festgestellt hatte – dann waren um diese Zeit sowohl das Geschäft, der Keller darunter und auch die Gelegenheitswohnung Mrs. Greens leer. Der Mann hatte nach Pepes Aussagen sehr aufmerksam die nähere Umgebung und das Innere des Hauses erkundet. Demnach war es so.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr auf Marlos hatte Pepe gehofft, vielleicht Jim anzutreffen, der möglicherweise aus London geflohen war, weil ihm das Ganze nicht geheuer vorkam. Doch Jim hielt sich nicht in seiner Hütte auf, und keiner der Freunde auf Marlos hatte ihn gesehen.

Hellmark hatte keine Ruhe mehr. Die Ungewißheit zehrte an seinen Nerven.

In dem Augenblick, als Macabros in dem dunklen Hinterhof des Hauses in der Marshall-Street ankam, registrierte Hellmarks Bewußtsein die gleiche Umgebung. Alles, was sein Doppelkörper wahrnahm, wurde zum Bewußtseinsinhalt seines Originalleibes. Dies war das Wunderbare an der Fähigkeit, an zwei Orten gleichzeitig sein zu können…

*

Macabros blieb Sekunden wie eine Statue in dem dunklen

Hinterhof stehen. Ringsum alte Häuserwände, an denen der Zahn der Zeit nagte.

In Strömen fiel der Regen auf Macabros herab. Doch er, der sich in nichts von Björn Hellmark unterschied, der dem Körper dort auf Marlos glich wie ein Ei dem anderen, ließ sich dadurch nicht im geringsten beirren.

Ringsum war alles still bis auf das monotone Rauschen des Regens und das Gurgeln des Wassers durch die defekte Regenrinne, aus der sich fingerbreite Strahlen auf den Hof ergossen.

Alle Fenster in den Häusern waren dunkel.

Wie ein Geist löste sich Macabros auf, um im nächsten Moment sechs Meter über dem Boden neu zu materialisieren.

Diesmal auf dem winzigen Balkon der Gelegenheitswohnung von Mrs. Green.

Lauschend legte Macabros das Ohr an die Außenseite des Balkonfensters.

Aus dem Innern der Wohnung drang kein Geräusch.

Doch Pepes Worten nach zu urteilen – und Hellmark hatte keinen Grund anzunehmen, daß der Junge ihm irgendeine phantastische Geschichte vorlog – war in diesem Raum heute nacht ein Mord geschehen, von dem bisher nur Jim und Pepe etwas wußten. Der letztere war auf Marlos zurückgekehrt, um zu berichten, der erstere war ebenfalls, wie der vermutliche Mörder und sein Opfer, spurlos verschwunden.

Da ging Macabros einen Schritt weiter.

Er versetzte sich in das Innere der Wohnung.

Im gleichen Augenblick, als sein Körper materialisierte, nahm er ringsum für den Bruchteil von Sekunden schwarze, verfließende Wände wahr – und ein grelles rotes Licht, das explosionsartig zerplatzte.

Und mit der Explosion verging er, Macabros. Er sah, hörte und spürte nichts mehr, denn es gab ihn nicht mehr…

*

Björn Hellmark taumelte.

Es schein, als würde eine unsichtbare Hand ihn in den Rücken stoßen.

Im ersten Augenblick begriff Pepe nicht, was los war.

Dann fiel Hellmark mit dem Gesicht nach vorn in den warmen, weißen Sand, und seine Hände klatschten in das seichte, klare Wasser am Uferrand.

»Björn!« schrie der Junge erschreckt.

Sofort ging er neben seinem Adoptivvater in die Hocke und drehte

ihm herum.

Hellmark atmete nur flach, und in seinen Augen war ein erschreckter Ausdruck zu sehen.

»Björn! Was ist denn los… was hast du denn?« wisperte der Junge.

Hellmark wollte antworten. Er merkte auch, daß er die Lippen bewegte und Worte formte, doch nur ein leises Röcheln kam aus seiner Kehle.

Da bekam Pepe es mit der Angst zu tun.

Etwas Grauenhaftes war passiert. Hier auf Marlos, der Insel der Harmonie und des Friedens, dem Bollwerk gegen die bösen Mächte in der Welt, war etwas eingetreten, was nicht sein durfte, nicht sein konnte…

»Warte! Ich gehe und hole Hilfe…« Mit diesen Worten sprang Pepe auf.

Nein, nicht! wollte Hellmark ihm nachrufen. Es geht schon wieder besser… es geht vorüber. Ich spür's ganz deutlich.

Doch er war unfähig, zu artikulieren.

Durch einen Nebelschleier vor seinen Augen sah er, wie Pepe davonflitzte, auf die Blockhütte zu, in der sich Carminia und die Freunde befanden.

Die kamen gleich zu ihm gerannt.

Man kümmerte sich um ihn und richtete ihn auf, weil er aus eigener Kraft dazu nicht imstande war.

Carminia war die Sorge um den geliebten Mann anzusehen. Sanft streichelte sie seine Wangen und sprach beruhigend auf ihn ein, ohne jedoch zu wissen, was sie sonst hätte tun können. Ständig fragte sie ihn, wie er sich fühle, was los sei… Eine äußerlich erkennbare Verletzung war nicht feststellbar.

Und dann endlich – es kam ihm vor, als wäre eine Ewigkeit vergangen – konnte er wieder etwas sagen.

»Macabros… es hängt mit Macabros zusammen…«

Aus der Runde der Freunde trafen ihn fragende Blicke.

Keiner wußte etwas Rechtes mit der Situation anzufangen. Rani wollte ihn auf seinen starken Armen ins Haus tragen. Doch Hellmark lehnte mit einem schwachen Kopfschütteln ab.

Mit Unterstützung Carminias und Ranis kam er wieder auf die Beine.

»Ich komme mir vor… wie ein Neugeborenes«, sagte er leise. Seine Stimme klang schwach. Die Freunde wußten, daß ein ähnlicher Zustand auftreten konnte, wenn Björn Hellmark über lange Stunden hinweg seinen Doppelkörper voll belastete. In solchen Situationen verbrauchte er auch die doppelte Energie, und in der Vergangenheit war es schon einige Mal passiert, daß er durch riskante Kampfgeschehen so beansprucht wurde, daß er die Kräfte seines

Originalkörpers über die Maßen strapazierte.

Doch ein solcher Fall bestand jetzt nicht. Hellmark war weder in Gefahr, noch durch eine längere Strapaze geschwächt.

Was also war geschehen?

Er konnte nur stockend berichten. Manchmal blieb ihm die Stimme weg. Sie brachten ihn ins Haus, und er legte sich nieder.

Ratlos umstanden die Freunde ihn. Carminia gab ihm zu trinken. Er reagierte anfangs wie ein Fiebernder, der nach Flüssigkeit lechzte und anfing, wirr zu reden, weil die hohe Temperatur sein Bewußtsein trübte.

Dieser Zustand dauerte eine Stunde lang. Es war beängstigend.

Dann erholte Björn Hellmark sich erneut, um abermals in eine zweite Krise zu fallen, bei der jedermann fürchtete, er würde nicht mehr aufwachen…

Er fiel in einen tiefen, unruhigen Schlaf, bewegte die Lippen und wollte berichten, aber keiner war da, der ihn verstand.

Arson, der Mann mit der Silberhaut aus der Zukunft der Erde, verstand sich auf die Heilkunde. Er, der oft viele Jahre als Einzelreisender unterwegs war, verfügte im Zeitschiff über eine Anzahl hochwirksamer Medikamente, die er bei Hellmark einsetzte, ohne jedoch zum Erfolg zu kommen.

Carminia Brado atmete durch, sprach mit Pepe und erfuhr, was der ihm mitgeteilt hatte.

»Irgend etwas muß in London passiert sein«, sagte sie leise. Sie war blaß und sehr ernst. »Es muß mit Macabros zusammenhängen. Er hat es selbst erwähnt. Es muß eine Rückkopplung gegeben haben, die sich selbst hier – Tausende von Meilen vom Ort des Geschehens entfernt – auf seinen Organismus, seinen Geist auswirkt.«

Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, der von sich aus behaupten konnte, wilde Tiere mit bloßem Willen zu zähmen, machte den Vorschlag, sich dorthin zu begeben, wo Björn offensichtlich Macabros hingeschickt hatte, und nun unverrichteter Dinge wieder aufgegeben mußte.

Doch Carminia Brado wollte von einem solchen Unterfangen nichts wissen. »Kommt nicht in Frage, Rani«, bestimmte sie. »Solange wir nicht wissen, was wirklich geschehen ist, macht sich keiner auf den Weg dorthin, wohin Björn Macabros schickte. Vorerst bleibt uns nichts anderes übrig als zu warten, bis er wieder erwacht und uns sagt, was er durch Macabros' Bewußtseinsinhalt erfahren hat.«

Dieses Warten dauerte lange. Aber alle harrten aus.

Ak Nafuur, Arson, Rani Mahay und Pepe.

Es währte fünf Stunden.

Dann schlug Björn plötzlich die Augen auf, blickte sich im ersten Moment fragend um, als begreife er nicht, was geschehen war und wo

er sich befand, und richtete sich dann auf.

Er war wieder der alte.

Die Schwäche, die ihn blitzartig überfiel – sie war ebenso blitzartig von ihm gewichen.

»Dir kommen auch immer so komische Ideen«, maulte Rani Mahay. »Diesmal ist dir's doch tatsächlich gelungen, uns allen einen gehörigen Schrecken einzujagen…«

»Was ist geschehen? Warum seht ihr mich denn alle so an?« fragte Björn überrascht.

»Eigentlich steht es uns an, an dich diese Frage zu richten«, antwortete Carminia Brado. In ihren Augen schimmerten Tränen. Man sah ihr an, wie glücklich sie war, daß Björn noch lebte. »Zum ersten Mal ist die Angst auch auf Marlos eingekehrt…«

Dann berichtete sie, was sich ereignet hatte.

Es schien, als würden ihre Worte den Anstoß geben, den Faden wieder zu knüpfen, den Hellmark vor der Bewußtlosigkeit verloren hatte.

Auch er entsann sich wieder!

»Macabros… er war der Schlüssel«, sagte er mit klarer Stimme. Er richtete sich zu ganzer Größe auf. Er wirkte kraftvoll und selbstsicher wie immer, ein Mann, der wußte, was er wollte. »Ich versetzte ihn in die Wohnung über dem Musikgeschäft in der Marshall-Street. Es war genau der Ort, den Pepe mir angegeben hatte.«

Nun mußte Björn auch die Freunde und Carminia aufklären über das, wat, sich ereignet hatte.

Ein halber Tag war vergangen, und Jim war noch immer nicht auf die Insel zurückgekehrt.

Björn versuchte, geistigen Kontakt zu Macabros aufzufangen, doch seine Gedanken stießen ins Leere.

Etwas Fremdes, unbeschreiblich Kraftvolles, ihn Bedrohendes lauerte dort in der Wohnung und hatte dafür gesorgt, daß Macabros sich ein weiteres Mal nicht hatte materialisieren können.

»Was ist es, Björn? Was ist es, das du gesehen hast?« wollten sie alle wissen.

»Es tut mir leid. Ich kann es euch nicht sagen… ich habe es selbst nicht gesehen. Nur gespürt. Innerhalb eines einzigen Augenblicks. Es ist etwas Geistiges, etwas, das den Geist zerstört.«

Als er dies sagte, klang seine Stimme plötzlich schwer.

Ohne daß Carminia und seine Freunde etwas bemerkten, unternahm er einen Versuch.

Er wollte Macabros entstehen lassen.

Doch er hatte überhaupt kein Gefühl mehr für ihn. Es war, als wäre er nicht mehr vorhanden, als hätte er seinen eigenen Schatten verloren.

Björn wollte es selbst nicht glauben.

Obwohl er hellwach und bei Kräften war, konnte er seinen Doppelkörper nicht mehr entstehen lassen…

*

Als er die Augen aufschlug, war er im ersten Augenblick überzeugt davon, in der Hütte zu liegen und mit der Clique das Wochenende auf dem Kreidefelsen zu verbringen.

Halbdämmerung umgab ihn.

Stephen Wolfe griff instinktiv neben sich, weil er wußte, daß Gwen sich an dieser Stelle befand.

Doch der Platz war leer.

Wolfe wandte den Kopf. War die Freundin etwa schon gegangen, um mit den anderen das Frühstück zu bereiten? Hatte er über Gebühr lange geschlafen.

Er fühlte sich wie gerädert und mußte an den furchtbaren Traum denken.

Lebhaft stand noch jede einzelne Szene vor seinem geistigen Auge.

Die Frau in der Rüstung mit den Metallflügeln… saß auf einem Reittier, das eine bizarre Mischung aus Pferd und urwelthafter Echse war… sie schwebte in der Luft, als käme sie aus einem Reich, das nicht von dieser Erde war. Eigenartige Kreise beschrieb sie über der dunklen, nächtlichen See, und dann begann das Wasser sich zu bewegen wie eine einzige lebende Masse, die ihrem Ruf gehorchte.

Stephen Wolfe schüttelte sich. Ein scheußlicher Traum! Wenn er daran dachte, dann wurde ihm jetzt noch…

Er fuhr wie unter einem Peitschenhieb zusammen.

Das war gar nicht die Hütte, in der er meinte zu liegen!

Er lag auf einem breiten Bett, und die Wände ringsum stammten von einem grotesken Gewölbe, das von massigen Säulen gestützt wurde.

Wolfes Umgebung bestand aus glattem, geschliffenem Stein, der wie Marmor aussah.

Der Boden war mit großflächigen Platten bedeckt: Schwarzer Onyx, durch den sich fahlgelbe und giftgrüne Adern zogen.

Wenn er genau hinsah, kam es ihm vor, als wären es wirklich Adern, weil eine ölige Flüssigkeit zäh und langsam hindurchfloß.

Was hatte das zu bedeuten? Wo befand er sich?

Er blickte an sich herab und sah, daß er noch immer dieselbe Kleidung trug.

Nun erst wurde ihm jedoch bewußt, daß die Kleidung feucht war, und das Frösteln, das ihn plötzlich befiel, von dem nassen Stoff herrührte.

Der Sturm… nein – die aufgewühlte See, die auf sie zuschmetternden Brecher, die Wellen, die sie immer wieder in die Tiefe rissen. Gwen und ihn…

»Gwen«, murmelte er dumpf.

Mit einem Satz sprang er von der Liegestatt, blickte nervös in die Runde und hielt Ausschau nach seiner Freundin.

Von der war weit und breit nichts zu sehen.

Er drehte sich zweimal um seine eigene Achse und durchquerte dann die beiden Säulen am Fußende des breiten Bettes, die aussahen wie sich emporwiegende Schlangen, deren breite, flache Köpfe den Rundbogen des Durchlasses stützten.

Wolfe spürte sein Herz bis zum Hals schlagen. Es ist ein Traum, hämmerten seine Gedanken… Nein, es war keiner, widersprach er sich selbst.

Es kam ihm plötzlich eine furchtbare Idee.

War dies – der Tod? Ging es nach dem Leben tatsächlich weiter? War dies die Pforte zur – Hölle?

Er wußte überhaupt nicht mehr, was er denken und fühlen sollte. Er ließ sich einfach treiben, setzte mechanisch einen Fuß vor den anderen und war darauf gefaßt, jemand zu begegnen.

Oder – war dies seine Strafe für all das, was er in seinem Leben verkehrt gemacht hatte? Ein Korridor lag vor ihm. In ihm gab es auf beiden Seiten der Wände flache Nischen, die farbenprächtige Gemälde aufwiesen. Die Szenen waren direkt von Künstlerhand auf den hellen Untergrund der Wand gemalt. Der flache Nischenrand stellte den Rahmen dar.

Stephen Wolfe bekam Bilder zu Gesicht, wie er sie nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte.

Ihm schien, als wäre die gesamte Sagen- und Legendenwelt der Völker, die geheimnisvollsten, fremdartigsten Mythen hier gestaltet. Seltsame Fabelwesen, eine Mischung zwischen Mensch und Echse, zwischen Mensch und Insekt, gehörnte Ungeheuer mit roter Haut und Tentakeln statt Armen tummelten sich in den dargestellten Szenen. Er sah Monster von unnatürlicher Größe und unbeschreiblichem Aussehen, wie sie nur das kranke Hirn eines exzentrischen Künstlers erfinden konnte.

Oder – waren das gar keine Erfindungen?

Der Gedanke kam ihm ganz plötzlich und erfüllte ihn mit Schrecken.

Waren dies – Szenen aus einer Welt der Realität? Einer Realität allerdings, die ihm unbekannt war? Die – einer anderen Welt?

Auch die Frau mit dem Schwert auf dem Reittier, das aussah wie eine Mischung aus Pferd und Echse, war real für ihn gewesen… nicht minder war es die unheimliche Stadt mit den grotesken Türmen, den

riesigen, düsteren Toreingängen und den engen Gassen, durch die er meinte geschleppt worden zu sein… unendlich fern und traumhaft stiegen diverse Bilder vor ihm auf, wurden jedoch nicht ganz klar für ihn.

Er sah sich die Szenen mit den Fabelwesen und Kämpfen eingehend an. Manchmal hatte er das Gefühl, wie durch ein Schlüsselloch in die düstersten Kammern der Hölle zu sehen. Die Darstellungen waren in hohem Maß fremdartig und unbeschreiblich, äußerst fantastisch.

Da gab es kakteenähnliche Bäume, die aussahen, als würden sie bis hoch in den Himmel ragen und sogar noch die schwache Wolkendecke durchstoßen. Auf farnartigen Vorsprüngen, die wie Auswüchse am Kaktusstamm wirkten, hockten Gnome und teufelsartige Geschöpfe, die mit Fledermaus- und Echsenflügeln versehen waren. Unten im Tal sah man an offenen Feuerstellen zusammengedrängt Gruppen von Menschen der Urzeit. Hoch am Himmel wie ein Schattenriß schwebte die Gestalt, die Stephen Wolfe und Gwen Orthry in der letzten Nacht am Himmel über den Kreidefelsen von Dover ebenfalls wahrgenommen hatten.

Jene geheimnisvolle Reiterin mit dem schwarzen Haar, der silbern schimmernden Rüstung, von der sich Metallflügel abspreizten. Sie saß auf dem mit Schwingen versehenen Echsenpferd.

Stephen Wolfe ging weiter.

Die Darstellungen erinnerten ihn an Legenden, Sagen und Märchen, die er in seiner Kinderzeit gehört und gelesen hatte. Und – er selbst erfand… auch daran entsann er sich plötzlich. Wie oft hatte er mit Freunden in dunklen Hausecken gesessen, in dämmrigen Korridoren gestanden und sich phantastische Storys einfallen lassen, nur um die anderen zu erschrecken. Vieles von dem, was er sah, kam ihm seltsam vertraut vor, obwohl es so bizarr verzerrt erschien.

Hatte er das alles nicht selbst erlebt?

Unsinn…

Er war benommen… betrunken… der Alkohol gaukelte ihm Bilder vor, die es gar nicht gab. Wahrscheinlich waren dies erste Anzeichen eines beginnenden Delirium tremens. Zugegeben – er schluckte verdammt viel in der letzten Zeit. Die Mengen hatten sich erhöht. Und immer diese harten Sachen! Whisky, Gin, Kognak… im Prinzip war er nicht anders als Joe Pilgram, der dem Hasch verfallen war. Auch er mußte anfangen, kürzer zu treten. Ab morgen wollte er die Flasche nicht mehr anrühren…

Mit unsicheren Schritten durchquerte er den Korridor. Als der junge Engländer um die Gangbiegung kam, breitete sich eine schummrige Halle vor ihm aus, die ihn sofort in ihren Bann zog.

Ein Palast! Überladen mit goldfarbenen und azurblau getönten

Decken, mit massiven Säulen, aus denen Reliefs herausgearbeitet waren.

Ein breiter Gang, der mit schimmernden Platten ausgelegt war, so daß Stephen Wolfe meinte, vor sich die glatte, unbewegte Fläche eines genau rechteckigen Sees zu haben, führte zwischen den Säulen zu einem massigen Thron, der sowohl zum Sitzen als auch zum Liegen gedacht war.

Nun war er als Liegefläche gestaltet. Darauf räkelte sich eine Frau von auffallender Schönheit.

Sie hatte schwarzes Haar, ein ausdrucksstarkes Gesicht mit hohen Wangenknochen und großen, dunklen Augen, die auf den Ankömmling gerichtet waren.

Im Halbschatten jenseits der Säulen registrierte Stephen Wolfe Bewegung. Menschen?

Er wollte den Kopf wenden, doch er schaffte es nicht. Nur aus den Augenwinkeln nahm er das schattenhafte Hin und Her wahr. Er wußte, daß er von allen Seiten von unzähligen Augen beobachtet wurde. Sein Blick aber war auf die unbekannte Schöne gerichtet, die auf ihn zu warten schien.

Ihre Blicke vermählten sich. Ein hypnotischer Bann ging von der Unbekannten aus.

Das war die Frau, die auf dem Pferd gesessen hatte. Nun trug sie keine stählerne Rüstung.

Sie war ganz Weib. Ein hauchdünnes Gewand umhüllte ihre braune Haut, und die weiblichen Formen schimmerten konturenhaft durch den Stoff.

Es war wie ein Traum.

»Wer sind Sie? Wie komme ich hierher?« hörte Wolfe sich sprechen. Seine Stimme klang spröde und belegt.

»Wenn man eine Königin besucht, fällt man vor ihr auf die Knie«, sagte sie zunächst statt einer Antwort. »Willst du mich nicht so begrüßen, wie es meines Standes würdig ist?«

Er war nur noch wenige Schritte von der Frau auf dem Thronbett entfernt. Erst jetzt sah er, daß sich über der Liegestatt ein bizarrer Himmel spannte, der aus zahllosen Echsenflügeln zusammengesetzt war. Deutlich war der Verlauf von Muskelgewebe und Fasergeflecht zu sehen, das durch die dünnen, tabakbraunen Flügel lief.

Stephen Wolfe vermochte nicht zu sagen, ob er es freiwillig tat oder durch eine unspürbare Hypnose gezwungen wurde, das zu tun, was sie von ihm verlangte.

Er fiel auf die Knie und berührte wie ein Untertan mit der Stirn den kühlen Plattenboden am Fußende des großen Thronbettes.

»Ich bin – Apokalypta…«, vernahm er ihre leise, angenehme Stimme. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Wenn Gwen redete,

hatte er diese Empfindung nicht.

Apokalypta? Wann und wo hatte er diesen Namen nur schon mal gehört? Er brachte ihn mit den Szenen in Zusammenhang, die er vorhin in den Bildernischen sah.

Apokalypta… wie ein Echo hallte der genannte Name in seinem Bewußtsein nach.

»Und du bist hierher gebracht worden, weil ich dich brauche…«

Die Dämonin richtete sich auf. Stephen Wolfe hatte das Gefühl, als würde im gleichen Augenblick die Dunkelheit ringsum hinter den goldschimmernden Säulen dichter, so daß er meinte, von Mauern umschlossen zu sein.

Seine ganze Aufmerksamkeit galt noch immer dieser schönen Frau mit den kalten Augen und dem grausamen Zug um die Lippen, der nichts Gutes verhieß.

»Und wo befinde ich mich? Was ist das für ein Haus?« Stephen Wolfe redete ganz mechanisch und tonlos wie ein Roboter.

»Dies ist kein Haus. Dies ist einer meiner Turmpaläste. Mitten in Gigantopolis, der Stadt, die Räume und Zeiten durcheilt, in der es keine Menschen gibt…«

»Keine Menschen?« echote der Engländer. »Aber irgendjemand…«

Er zuckte die Achseln. Er merkte selbst, wie fremd und hölzern seine Worte klangen, wie wenig er mit dieser Situation anfangen konnte.

Wenn er nur endlich vollkommene Aufklärung erhalten könne!

»Wo sind meine Freunde?« preßte er hervor. Er richtete sich wieder auf und sah Apokalypta fest in die Augen. »Und wo ist – Gwen?«

Apokalypta, die kriegerische Dämonin aus den Urzeiten der Erde, lächelte ihn mit einem vielsagenden Blick an. »Gwen? Wer ist das?«

»Meine Freundin…«

»Ja, ich erinnere mich. Zwei Mädchen waren auch dabei. Vielleicht war Gwen eine von ihnen… wie sah sie denn aus?«

Stephen Wolfe gab eine Beschreibung seine Begleiterin.

»Ja. Sie ist bei den anderen«, nickte Apokalypta.

Sie sprach leise und das, was sie redete, schien nur ganz beiläufig von ihr erwähnt zu werden. Sie räkelte sich in verführerischer Pose auf dem Bett, reckte die Arme in die Höhe und richtete sich dann auf.

»Aber warum fragst du nach ihr – wo ich da bin? Bin ich dir nicht genug?« Sie blickte ihn von unten herauf an.

Ob Stephen Wolfe wollte oder nicht – wie von unsichtbarer Hand nach vorn gedrückt ging er die letzten Schritte bis zu dem ausladenden Thronbett und stand Apokalypta auf Tuchfühlung gegenüber.

Ihr zarter, weiblicher Duft betäubte seine Sinne.

»Gwen… und die anderen… was ist mit ihnen?« hörte er sich wie aus weiter Ferne selbst sagen.

»Sie müssen mir dankbar sein. Sie wurden durch mein Volk gerettet. Es hat sie vor dem Tod des Ertrinkens bewahrt.«

»Sie lebt also«, entfuhr es Wolfe erleichtert.

»Und doch hat es keinen Sinn mehr, daß du dir um sie Gedanken machst«, bekam er zu hören.

Apokalypta streckte ihre Rechte nach ihm aus, fuhr mit gespreizten Fingern durch sein dichtes Haar und streichelte dann seine Wange. »Erinnerst du dich denn wirklich nicht? Ist dir so wenig vertraut?«

Ihre Worte waren für ihn ein Buch mit sieben Siegeln.

Gespannt blickte sie ihn an.

Stephen Wolfe schüttelte nur den Kopf und zuckte die Achseln.

Er war innerlich hin und her gerissen. Einerseits interessierte ihn das Schicksal seiner Freunde und vor allem Gwens, andererseits zog ihn diese Frau mit einer Kraft an, der er sich kaum widersetzen konnte.

Alles war so fremd und doch gleichzeitig vertraut. Ein merkwürdiger, unheimlicher Widerspruch!

Irgend etwas fehlte. Wie in einem Puzzlespiel, wo die Teile nicht richtig zusammenpaßten.

Stephen Wolfe spürte es instinktiv, aber er hätte nicht zu sagen vermocht, was es war.

Es ging alles ganz mechanisch.

Seine Hände schienen sich selbständig zu machen.

Plötzlich berührte er sie – Apokalypta. Seine Finger glitten über ihre Schulter und streiften das Gewand zurück. Er fühlte ihre samtene, warme Haut. Ihr Atem streifte sein Gesicht, als sie mit ihren roten Lippen sanft darüber hinwegfuhr. Dann fanden sich ihre Lippen zu einem langen Kuß. Stephen Wolfe schlang seine Arme um die Frau, die sich langsam auf das breite, weiche Bett zurücksinken ließ.

Während er Zärtlichkeiten gab und empfing, während ein Sturm der Gefühle ihn übermannte, vernahm er in der Tiefe seines Unterbewußtseins eine leise Stimme, die ihm sagte, daß es diese Stunde schon mal gegeben hatte. Aber das war absurd. Er begegnete dieser Frau zum ersten Mal.

Wirklich?

Es kam ihm vor, als hätte er Stunden in ihren Armen gelegen, als er sich wieder langsam erhob und erneut nach den Freunden fragte, über deren Schicksal sie ihm bisher keine erschöpfende Auskunft gab.

»Nun – vielleicht ist es wirklich notwendig, daß du sie alle siehst«, sagte Apokalypta ohne weitere Erklärung. »Vielleicht bringt mich das weiter. Worte vermögen nichts… er hat offensichtlich mehr bewirkt, als uns allen lieb sein kann.«

Wolfe hörte die Worte, aber ihr Sinn blieb ihm dunkel. Apokalypta, die Geheimnisvolle, schien mehr zu wissen, als sie sagte.

»Warum erzählst du mir nicht alles, was du über mich und mein Leben weißt?« stieß Stephen Wolfe plötzlich hervor. Wut stieg in ihm auf.

»Weil es zu deinem Nachteil wäre. Dann wäre alles zu Ende. Aber diesmal – für immer…«

Was sollte das nun wieder bedeuten?

Der Engländer kam aus dem Rätseln nicht heraus. Mit schlangengleicher Bewegung rollte Apokalypta über das Bett, griff nach einem Gewand, das an einem hornartigen Mauervorsprung hing, und warf es sich über.

Es war ein samtweicher Mantel, der sich wie eine zweite Haut an ihren Körper schmiegte.

»Komm… komm mit!« forderte die schwarzhaarige Dämonin.

Sie wartete, bis er um das Bett gegangen war. Dann schritten sie wie ein Paar, das zusammen gehört, durch den folgenden Korridor.

Stephen Wolfe ertappte sich dabei, daß er mit dem Gedanken spielte, nun doch einen Blick zurückzuwerfen in den großen Saal mit dem Säulengang, hinter dem Unbekannte sich bewegten, Unbekannte warteten… Worauf eigentlich?

Er vergaß den Gedanken ebenso schnell wieder, wie er gekommen war. Mit einem Mal interessierte es ihn überhaupt nicht mehr…

Apokalyptas Einfluß… war er für das eigenartige Verhalten des jungen Mannes aus London verantwortlich zu machen?

»Du mußt etwas unternehmen«, wisperte sie. »Du bist anders als sie…«

»Als wer?«

»Als deine Freundin Gwen und die beiden anderen, die wir aus der See fischten. Sie gehören alle zu uns. Nur du stehst über ihnen. Kannst ihnen befehlen…«

Wieder diese geheimnisvollen Andeutungen. Er spürte ihren Blick auf sich gerichtet, wandte jedoch nicht den Kopf, um nicht in ihre Augen sehen zu müssen.

Er fühlte sich abgestoßen und angezogen zur gleichen Zeit. Dieser Widerstreit in ihm! Wie war er nur zu verstehen? Einen solch verrückten Traum hatte er noch nie gehabt. Wenn er nur endlich zu Ende wäre… Er sehnte sich danach.

Der Korridor führte in einen anderen Saal, der groß und rund und ebenfalls in Dämmerlicht getaucht war.

Stephen Wolfe hatte das Gefühl, sich nicht im Innern eines Gebäudes zu befinden, sondern auf einem riesigen, runden Platz. Die gewölbeähnliche Decke über ihm versank in der Dunkelheit, so daß er sie nicht mehr registrierte.

Ganz vorn, meinte er, die Umrisse eines tiefen Kraters zu erkennen.

»Was ist das für ein Loch?«

»Ein Tor in die Tiefe zu den Schwarzen Reitern, die es nicht mehr gibt. Es ist viel geschehen, seit damals…«

Man merkte ihr an, daß sie ihre Worte sehr genau wählte.

Wolfe erwiderte nichts darauf.

»In ihnen sind die, die ich brauche – die wir brauchen«, verbesserte sie sich.

Sie wollte dem noch etwas hinzufügen, hielt aber im Ansatz des Sprechens inne, als sie plötzlich die ruckartige Bewegung neben sich spürte.

»Da ist doch etwas? Wer ist da?« stieß Wolfe hervor.

Er starrte in die Düsternis rechts neben dem Krater, der wie ein ausgetrockneter Teich vor ihnen lag.

Daneben und dahinter zeigten sich dunkle Säulen, hinter denen man nur neue Gänge, Verbindungskorridore und Räumlichkeiten vermuten konnte.

»Wir sind die ganze Zeit schon nicht allein. Du hättest es längst merken müssen…«

»Ich habe es gemerkt. Und doch wollte ich es nicht wahr haben…«

Welch eine merkwürdige Situation! Der Moment, als er in den Thronsaal zu Apokalypta gekommen war, stieg wieder vor seinem geistigen Auge auf. Da hatte sie ihn behandelt wie einen einfachen Sklaven, der sich ihr sogar zu Füßen werfen mußte. Und nun behandelte sie ihn als Gleichartigen und machte ihn sogar zu ihrem Liebhaber.

Er, der die ganze Zeit spürte, daß da etwas in der Nähe war – wollte es nicht wahrhaben. Nun richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Dämmerung zwischen den Säulen und sah, wie sich von dort eine plumpe Gestalt näherte und direkt auf sie zukam.

Mit jedem Schritt des Geschöpfes wurden seine Konturen deutlicher.

Es war plump, schuppig und von grau-grüner Farbe. Wie Spinngewebe wuchs dünnes Haar aus dem fast kahlen Schädel, fiel zu beiden Seiten hin über die Ohren und verdeckte einen Teil der Stirn. In dem maskenstarren Gesicht lagen die Augen tief zurück, die Nase war flach und hob sich kaum aus dem verzerrten Antlitz hervor. Der Mund war nur ein hauchdünner, schwarzer Strich, kaum zu sehen.

Affenartig lang und unproportioniert hingen die Arme an den Seiten der Gestalt herab. Das Monster mit den breiten Füßen und der schuppigen Körperoberfläche starrte stumpfsinnig auf Stephen Wolfe. In den tiefliegenden Augen der unheimlich aussehenden Gestalt blitzte es kurz auf.

So etwas wie ein Erkennen?

Nein – doch nicht! Die Gestalt wandte den Kopf, drehte sich uninteressiert ab und verschwand wieder in der Nähe des Kraters.

»Wer war das?« fragte Wolfe mechanisch.

»Etwas, was auch du werden könntest, wenn nicht alles so läuft, wie ich es mir wünsche«, entgegnete Apokalypta zunächst, ehe sie ihm die vollwertige Antwort auf seine Frage gab. »Das war die Frau, die du suchtest… das war Gwen!«

*

Die Kinnlage klappte ihm herab.

Doch seltsamerweise war er weder aufs höchste erschrocken noch fuhr er zusammen, noch gab er einen Schrei von sich.

»Gwen?« fragte er ungläubig.

»Dies ist die Eigenart von Gigantopolis. Wer hierher kommt, wird so, wie ich es möchte. Sie gehört mit zu jenen, mit denen ich die Welt erobern werde, um Molochos' Platz einzunehmen. Er hat versagt. Er ist des Todes, wenn er mir unter die Augen gerät. Und deshalb bin ich hier. An dieser Stelle der Erde, wo in ferner Zeit Entscheidungen fielen, die auch…«

Sie unterbrach sich plötzlich und sah Wolfe mit einem Blick an, als fürchte sie, schon zuviel gesagt zu haben.

»Du mußt dahinterkommen. Von selbst. Er ist nicht weit von hier. Er hält sich in diesem Land auf. Geh' in die Stadt, die du unter dem Namen London kennst, und mach' dich auf die Suche nach einem Mann, der Peter Fitzroy heißt! Du wirst eine erstaunliche Entdeckung machen.«

»Was weißt du darüber? Sprich!«

»Nein! Dies würde – dein Ende bedeuten. Und das wollen wir – doch beide nicht.«

Apokalypta führte Stephen Wolfe bis an den Rand des Kraters und deutete in die Tiefe.

Schwach schimmerte dort rötliches Licht. Der Engländer sah mehrere Gestalten am Fuß des Kraters, in dem eine große, ebenfalls mit Säulen versehene Halle eingebracht war.

All diese Gestalten waren Monster…

Die Bewohner der Alptraumstadt!

Und diese Monster waren samt und sonders aus lebenden und toten Menschen geworden, die einst die sieben Helfershelfer Apokalyptas – die sieben Schwarzen Reiter – hierher schafften.

Sie versprach ihm alles zu zeigen, was ihn interessierte.

»Doch erst später«, ließ sie ihn wissen. »Jetzt ist etwas anderes wichtig. Tu, was ich dich geheißen habe! Nur deshalb bist du noch so,

wie du dich kennst…«

Sie kehrte mit Stephen Wolfe in den Saal zurück. Jetzt war der Engländer bereit, seinen Blick in die Runde zu schicken, um all die wahrzunehmen, die sich die ganze Zeit im Halbdunkel hinter den Säulen aufgehalten hatten.

Bei allen handelte es sich durchweg um Geschöpfe, auf die das Attribut 'menschlich' nicht mehr paßte.

Sie waren halb Tier, halb Mensch, fratzenartige Ungeheuer, schuppig und schmierig, manche krochen wie Schlangen am Boden, andere konnten noch aufrecht gehen, dritte wiederum bewegten sich wie Kraken auf Tentakeln fort.

Apokalypta fühlte sich offensichtlich inmitten dieser höllischen Wesen wohl wie ein Fisch im Wasser.

Stephen Wolfe machte auch für sich eine erstaunliche und erschreckende Entdeckung.

Er fing an, sich in diesem düsteren Palast mit den überladenen Säulen und Wänden, in einer für Menschen beklemmenden Atmosphäre wohl zu fühlen…

*

»Hey«, sagte der Sergeant neben Charles Tumby, dem Fahrer des Streifenwagens, plötzlich. »Was ist denn mit dem dort los? Der hat mal einen komischen Fahrstil…«

Sein Kollege nickte. »Wir schauen ihn uns näher an.«

Die beiden Sergeants befanden sich auf Streife. Ihr Wagen fuhr in südwestlicher Richtung an der Küste entlang. Dover lag hinter ihnen.

Gerade auf dieser Strecke war die Fahrbahn ein Stück kerzengerade und ermöglichte eine weite und freie Sicht.

Das Auto, das ihnen aufgefallen war, fuhr in der Gegenrichtung verhältnismäßig schnell und – im Zickzackkurs.

So fuhr nur jemand, der reichlich Alkohol genossen hatte oder sich im Drogenrausch befand…

Die beiden Sergeants wollten es genau wissen.

Charles Tumby hielt die Kelle nach außen. Der Entgegenkommende reagierte nicht.

Der Wagen sauste an ihnen vorbei.

Ein Mann saß am Steuer. Er wandte nicht den Blick, sondern starrte geradeaus – wie ein Hypnotisierter.

»Ihm nach!« grollte Tumby. »So ein Kerl! Das hätte ins Auge gehen können. Um Haaresbreite hat er uns gestreift…«

Auf der wenig befahrenen Straße wendete der Sergeant den Wagen, gab Gas und begann die Verfolgungsjagd.

Vor einer Steilkurve ging der Fahrer des Wagens, dem sie

nachjagten, kaum mit dem Gas herunter.

»Das ist ein Wahnsinniger«, entfuhr es Jan Revon und wurde kreideweiß. »Das schafft er nie bei der Geschwindigkeit. Das gibt 'nen Knall…«

Seine Worte waren kaum ausgesprochen, krachte es auch schon.

Der das Haltesignal ignorierende Fahrer streifte die Felswand, stieg noch in die Bremsen, um das Tempo herabzusetzen, wurde wie von einer Riesenfaust auf die andere Seite der Straße gedrückt und drehte sich zweimal um seine eigene Achse.

Da war auch das Polizeifahrzeug schon heran.

Der Unfallwagen hatte einiges abbekommen. Der Fahrer saß aber noch immer hinter dem Steuer, als hätte er das Ganze nicht erfaßt.

Charles Tumby und Jan Revon liefen auf den Unfallwagen zu. Revon riß die Tür zum Fahrersitz auf. Die Frontscheibe war in tausend Scherben zersplittert, die Tür eingebeult, ebenso die Kühlerhaube. Der Mann am Steuerrad schüttelte benommen den Kopf und ließ sich ohne Widerstand oder einen Ton zu sagen von Tumby und Revon aus dem Sitz bugsieren. Die beiden Beamten mußte zu ihrer Verwunderung feststellen, daß der Unglücksfahrer nicht mal einen Kratzer abbekommen hatte.

»So ein Schwein kann man nur haben, wenn man betrunken ist«, stieß Tumby aufgebracht hervor. »Mann -Sie hatten wirklich Glück. Das sah verdammt übel aus…«

»Warum haben Sie nicht gestoppt, als wir Ihnen das Haltezeichen gaben?« wollte Jan Revon wissen.

Er musterte den jungen, aschblonden Mann, der dürr war wie eine Bohnenstange.

»Wir müssen fliehen…«, stieß der Unglücksfahrer hervor. In seinen Augen irrlichterte es. »Sie wird wiederkommen… aus der Stadt über dem Meer… wir können uns hier nicht aufhalten…«

Zusammenhanglos kamen die Worte über seine Lippen. »Wer sind Sie? Und was ist passiert?« hakte Revon sofort nach. »Kann ich bitte Ihre Papiere sehen?«

»Ich habe keine… ich habe nicht mal 'nen Führerschein…« erhielt er zur Antwort. »Ich heiße Joe… Joe Pilgram…«

Stockend berichtete er von dem, was sich in der letzten Nacht ereignet hatte. Er erzählte von Stephen Wolfe, Gwen Orthry, Jessy Brown und den anderen, die sich vorgenommen hatten, das Wochenende in der Hütte zu verbringen.

Beide Beamte wollten nicht glauben, was Pilgram da von sich gab. Sein Bericht von der unheimlichen Stadt, die er angeblich über der See hatte schweben sehen, paßte nicht in die Auffassung der beiden Männer von einer normalen Welt.

»Am besten ist es – Sie kommen jetzt mit uns und zeigen uns, wo

die Hütte steht. Dann können wir ja auch gleich mit Ihren Freunden sprechen…«

Charles Tumby war da stets resolut. Er wußte, wie man solche Burschen anpackte. Er hatte einen Blick für Fixer. Dieser Pilgram war vollgepumpt mit Rauschgift bis oben hin. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch auf den Beinen stand.

Pilgrams Augen weiteten sich. »Mich bringen keine zehn Pferde dorthin«, schüttelte er heftig den Kopf. »Ich habe die ganze Nacht dort oben bewußtlos gelegen. Und vorhin habe ich es wieder gesehen, wie sie ihre Kreise über das Wasser zog… jene unheimliche Frau mit der gepanzerten und geflügelten Rüstung.« Er schloß die Augen. Er zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub. Tumby und Revon führten dies auf den Genuß von Rauschgift zurück.

Die beiden Sergeants verfrachteten den jungen Mann aus Brighton in den Streifenwagen, und Revon sicherte die Unfallstelle, die jedoch für andere Fahrzeuge Gott sei Dank nicht auch zur Unfallursache werden konnte. Das Auto stand etwas abseits der Felswand, die in der Kurve zurückwich und Abstellfläche für mindestens zwei Fahrzeuge bot.

Revon setzte sich auf den Hintersitz neben Joe Pilgram und behielt den Mann im Auge. Der machte einen abgeschlafften, erschöpften Eindruck und schien nur die Hälfte von dem mitzubekommen, was um ihn vorging.

Tumby fuhr die Straße zurück und dann den schmalen, steinigen Weg hoch bis zum oberen Plateau, auf dem angeblich die Fahrzeuge der Freunde von Joe Pilgrams standen.

Pilgram selbst hatte zugegeben, weder einen Führerschein noch ein Auto zu besitzen.

Jan Revon und Charles Tumby waren nicht wenig erstaunt, als sie auf dem Plateau tatsächlich ein Auto und zwei Motorräder entdeckten. Von den Besitzern jedoch keine Spur.

»Sehen wir uns auf dem Lagerplatz mal um«, bestimmte Revon.

Er ging voran. Joe Pilgram nahmen sie mit, obwohl er Schwierigkeiten hatte, auf dem steinigen Pfad nach oben zu kommen. Ihm fehlte einfach die Kraft.

Einmal taumelte er und fiel zu Boden. Mit Hilfe der beiden Sergeants kam er wieder auf die Füße.

»Da oben ist niemand mehr… glauben Sie mir doch… sie sind alle ertrunken, ich hab’s mit eigenen Augen gesehen«, sagte er mit schwacher Stimme.

Es schien, als würde er wiederum die Wahrheit sagen.

Tumby und Revon fanden den Lagerplatz vor der Hütte, wie von Pilgram beschrieben. Die Reste der Grillparty lagen noch herum, die Feuerstelle war nicht gesäubert. In der Hütte war alles vorbereitet, um

sechs Menschen für die Nacht einen Schlafplatz zu schaffen.

Aber niemand war da. Außer Joe Pilgram, dessen Bericht die beiden Sergeants hinnahmen als eine Mischung zwischen Tatsache, Erfundenem und Geträumtem.

Pilgram wurde plötzlich unruhig. »Ich möchte weg hier. Was denken Sie, weshalb ich wie der Teufel gefahren bin… ich habe Angst, daß alles wieder von neuem anfängt.«

»Was meinen Sie damit?« wollte Revon wissen.

»Daß die Stadt wieder kommt oder die unheimliche Erscheinung, die die Geister der See beschwört«, murmelte der Gefragte dumpf.

Und wieder berichtete er schon zum dritten Mal davon, wie es ihm ergangen war, als das Wasser ihn förmlich verfolgte, er stürzte und stundenlang bewußtlos auf dem Weg lag, ehe er in den frühen Morgenstunden sich endlich aufraffte, einfach in Stephen Wolfes Wagen stieg und davonraste.

Daß es in seinem Bericht eine Lücke gab, hatten Tumby und Revon längst bemerkt.

Es mußte wohl die Zeit sein, die Pilgram gebraucht hatte, um sich ’einzustimmen’. Es war die Zeit, da er einen Joint nach dem anderen geraucht hatte, um sich in seine Traumwelt zu versetzen.

Ein ständiges leises Rauschen lag in der Luft, das von den Wellen stammte, die sich an der Steilküste brachen.

Das war nichts Besonderes.

Aber es wurde zum Besonderen, als das Geräusch plötzlich intensiver wurde.

Die Luft war windstill, das Rauschen nahm zu, und dann klatschten die Wellen in einer Höhe gegen die Felswand, daß den Männern oben auf dem Vorsprung angst und bange wurde.

»Charles«, rief Jan Revon, der an der vordersten Spitze stand und den Blick in die Ferne schweifen ließ, in der Hoffnung, einen Zipfel jener unheimlichen Gestalt zu erhaschen, die Pilgram beschrieben hatte. »Schau dir das an!«

Da bedurfte es keiner weiteren Worte mehr.

Die Dinge sprachen für sich.

Jedesmal, wenn die Wellen neu gegen die steilen Felswände anrannten, spritzte das Wasser höher.

Die See war aufgewühlt wie bei einem außergewöhnlichen Orkan.

Doch gerade das war nicht der Fall…

Ungeheure Kräfte, die sich keiner der Beobachter erklären konnte, wurden frei, trieben und peitschten das Wasser, daß mächtige Schaumkronen auf den Wellen standen, die zwischen den Klippen und an der zerklüfteten Küste platzten.

Joe Pilgram begann zu laufen.

»Ich hab's euch gesagt…«, schrie er, riß die Arme hoch und raufte

sich die Haare, als könne er das, was nun geschah, nicht mehr länger ertragen.

Jan Revon und Charles Tumby standen noch wie angewachsen und konnten sich von dem unbeschreiblichen Anblick nicht lösen.

Kerzengerade stiegen die Wellen an der Steilküste empor. Blitzschnell. Eine Wand aus Wasser stand sekundenlang vor den Augen der beiden Männer, ehe sie krachend und rauschend über ihnen zusammenbrach.

Charles Tumby und Jan Revon bekamen einen Guß ab.

Die Brühe klatschte ihnen ins Gesicht und durchnäßte ihre Kleidung.

Die Männer wichen zurück.

Mit einem Fluch wischte Tumby über sein breitflächiges, gerötetes Gesicht.

»Das gibt es nicht, Jan«, stieß er hervor. »Derart hohe Wellen gab’s noch nie. Selbst der stärkste Orkan kann sie nicht bewirken…«

Die nächste Welle schoß in die Höhe.

Diesmal stärker.

Charles Tumby flog zurück, als hätte ein Faustschlag ihn getroffen.

Er taumelte zwanzig Meter entfernt gegen die Hüttenwand, fiel zu Boden und raffte sich fluchend wieder auf.

Das überschwappende Wasser riß Sand und Geröll mit und schwemmte es gegen die Bretterwand.

Tumby kam nicht mehr dazu, zwei Schritte zu gehen.

Die nächste Welle schlug krachend über ihnen zusammen.

Die Welt ringsum schien plötzlich nur noch aus Wasser zu bestehen.

Unzähmbare Kräfte rissen die beiden Männer zu Boden und schwemmten sie hinweg wie Insekten. Das Dach der Hütte brach zusammen wie ein Kartenhaus. Gewaltige Wassermassen schwappten über das Plateau, rissen die Hütte vollends mit, und zersplitternde Bretter und Balken tanzten auf den Wellen, die sich grollend in Nischen und Mulden der umliegenden Felsen brachen, gurgelnd in Rissen und Löchern verschwanden und schäumend steil wie Geysire wieder nach außen gepreßt wurden durch ihren eigenen Druck.

Wie ein Spielball wurden Tumby und Revon gegen die Felsen geschmettert, versanken in den Fluten, die in dieser Höhe des Felsens eigentlich nicht sein konnten, nicht sein durften. Und doch waren sie es.

Das Meer war während der letzten Minuten um ein Vielfaches gewachsen, schickte seine Wassermassen in die Felsenlandschaft und überschwemmte kilometerweit den küstennahen Raum.

Auf dem Plateau des Kreidefelsens, wo die Hütte gestanden hatte, aber war es am schlimmsten. Es schien, als wäre das Element losgelöst

von jeder physikalischen Gesetzmäßigkeit und hätte seinen eigenen, unbezähmbaren Willen.

Mit ohrenbetäubendem Donner krachten die Wellen zusammen und unterspülten Felsblöcke, die ins Wanken gerieten, sich mit dem Strom dann bergab wälzten und Berge von Schlamm, Geröll, entwurzelten Büschen und Sträuchern mit in die Tiefe rissen.

Joe Pilgram war im Moment der Katastrophe etwa dreihundert Meter vom Zentrum der Ereignisse entfernt.

Er hörte den unbeschreiblichen Lärm, der die Luft erzittern ließ, fühlte das Vibrieren unter seinen Füßen und das Rumoren in den Felsen, als würden sie zu geheimnisvollem Leben erwachen.

Der Rauschgiftsüchtige rannte um sein Leben und war doch viel langsamer als das entfesselte Element.

Auch Pilgram erwischte es. Er wurde zu Boden gerissen und tauchte mit rudernden Armen noch mal auf, während die Wassermassen ihn bergab schwemmten. Da wurden seine Beine von einem gewaltigen, unterspülten Felsblock überrollt…

*

Die aufgewühlten Wassermassen schwemmten die beiden auf dem unteren Felsplateau stehenden Fahrzeuge einfach in die Tiefe.

Wie Spielzeugautos rutschten sie über den Felsen.

Dann zog sich das Wasser zurück, als würde es einem geheimnisvollen, stillen Befehl gehorchen.

Eine Minute später war die Landschaft wieder so, wie man sie ursprünglich kannte.

Normale Wellen brachen sich an den Felsenklippen und Steilwänden. Leise gurgelnd liefen letzte Rinnsale durch Ritze und Spalten der Kreidefelsen und glitten dann zurück in das Element, aus dem sie gekommen waren.

Alles war wieder so wie zuvor! Und doch anders!

Oben auf dem Plateau in der Mulde stand nicht mehr die Hütte von Stephen Wolfes Onkel. Sie war ein einziges Trümmerfeld. In einer steilen Schlucht lagen zwei Fahrzeuge. Das eine gehörte Stephen Wolfe, das andere war der Streifenwagen der beiden ertrunkenen Polizisten.

Die Zeichen, die das ausbrechende Wasser gesetzt hatte, konnte man nicht mit vernünftiger Überlegung erklären.

Nicht erklärbar wäre auch für jemand gewesen die düstere Gestalt am bleigrauen Himmel.

Apokalypta auf ihrem Reittier…!

Die ’Ewige Unheilbringerin’ aus den Urzeiten der Erde, die nicht alterte, für die es keinen normalen Tod, aber auch kein normales

Leben gab, näherte sich der Küstenstraße.

Die schwarzhaarige Dämonin trug ihre mattsilbern schimmernde Rüstung und die Flügel – als Symbol für die Urmutter aller Dämonen, Rha-Ta-N'my -waren weit gespreizt.

Leise fauchend strich die kühle Luft um den metallummantelten Körper.

Auf dem langen, breiten Sattel saß jedoch nicht nur Apokalypta, sondern auch Stephen Wolfe.

Aus luftiger Höhe blickte er auf die zerklüftete Landschaft und sah die Spuren, die die Überschwemmung angerichtet hatte, machte sich aber keine Gedanken darüber.

Apokalypta setzte ihn in Höhe der Unfallstelle auf der Küstenstraße ab.

Sie wollte noch nicht in Erscheinung treten. Die Zeit war noch nicht reif. Sie bereitete ihre Rache detailliert vor, und dann wollte sie massiv gegen den Sturm laufen, den sie haßte und dessen Tod sie herbeiführen wollte: Björn Hellmark…

Sie wußte genau, daß die Ereignisse in diesem Teil der Welt die Aufmerksamkeit Björn Hellmarks auf sich zogen. In Apokalyptas Plänen spielte darüber hinaus noch ein Mann namens Peter Fitzroy eine Rolle.

Durch Räume und Zeiten war Apokalypta einer dämonischen Legende nachgejagt, einem geheimnisvollen Geschehen, das in tiefer Vergangenheit von sich reden machte. Die Kräfte waren einst geteilt worden. Nun mußten sie sich wieder vereinen, und sie würde einen Mitstreiter an ihrer Seite haben, der imstande war, den Platz des Molochos einzunehmen.

Doch dazu war Stephen Wolfes Mitarbeit notwendig, in dem sich hoffentlich bald eine Ahnung durchsetzte, ohne daß sie selbst etwas zu erwähnen brauchte. Denn dies wiederum hätte alles zunichte gemacht.

Sie ließ ihn abseits der Straße allein zurück, wünschte ihm für seine Suche gutes Gelingen und nickte ihm ermunternd zu.

»Du wirst es schon schaffen. So wie du es immer geschafft hast. Hinterlistig und trickreich bist du stets gewesen«, lächelte sie vielsagend.

Dann folgte ein leichter Druck ihrer Schenkel. Das schwere Tier erhob sich mit mächtigen Flügelschlägen.

Fauchend strich die Luft unter seinem Bauch und den Schwingen entlang. Apokalypta lenkte ihr bizarres Reittier Richtung Kreidefelsen auf die große, unheimliche Stadt zu, deren Konturen deutlich im Dunst des Wassers zu sehen waren.

Die Stadt schwebte auf einem feurigen Feld, das zwischen den Fundamenten und der Oberfläche der bewegten See pulsierte.

Die Dämonin kehrte nach Gigantopolis zurück, das im nächsten

Moment erlosch wie das Bild auf einer Leinwand, wenn die Projektionslampe ausfällt. Die Alptraumstadt wurde unsichtbar und glitt hinein in eine andere Zeit, blieb aber im selben Raum.

Apokalypta nutzte die perfekte Tarnung, um dann um so überraschender losschlagen zu können.

Sie wollte den vielfachen Tod, der einst über die Völker des versunkenen Xantilon hereinbrach, in diesem Teil der Erde ebenfalls bewirken.

Rha-Ta-N'my, die Göttin aller Dämonen, die darauf wartete, wieder auf die Welt zurückzukehren, von der sie einst floh, würde triumphieren können…

*

Stephen Wolfe kam hinter dem Felsbrocken hervor.

Der junge Mann aus London war nur wenige Schritte von dem Unfallfahrzeug entfernt, das Joe Pilgram gefahren hatte und das – Ironie des Schicksals – sein eigener Wagen war.

Ein flüchtiges Lächeln spielte um Wolfes Lippen.

Er ging um das Fahrzeug herum, klopfte es von mehreren Seiten ab und entfernte sich dann, als vom Ende der Straße aus Richtung Dover ein älterer Lkw anrollte.

Wolfe winkte dem Fahrer, der prompt anhielt.

»Ich hatte Pech«, deutete er auf sein Fahrzeug. Es bereitete ihm überhaupt keine Schwierigkeiten, eine plausible Geschichte zu erfinden. Die Bilder sprachen schließlich für sich. »Ich bin ins Schleudern geraten.«

Der Lkw-Fahrer kraulte seinen speckigen Nacken. »Sie hatten noch mal Glück«, nickte er anerkennend. »Sagen Sie nur, Sie sind so aus der Kiste ausgestiegen, wie Sie jetzt aussehen…«

»Na klar, Mann. Ich bin froh, daß es so glimpflich abging. Außer 'ner zerknitterten Hose und einem Riß im Hemd habe ich nichts abbekommen.«

Der Fahrer öffnete die Tür seines Wagens.

»Wo wollen Sie denn hin?« fragte er, als er bereits anfuhr.

»London…«

»Da haben Sie Glück. Ich fahre durch bis dahin.«

»Hab' ich mir schon gedacht«, entgegnete Wolfe.

»Wieso?«

»Die Aufschrift auf der Plane. ›Täglich London – Dover…‹. Es gibt so viele Speditionen in unserem Land. Ich frag' mich, wie die alle leben können«, grinste Wolfe von einem Ohr zum anderen. »Mich wundert's überhaupt, daß so viele Leute Tag für Tag umziehen.«

»Das ist nun mal so. Und es ist gut so! Auf diese Weise kann ich

nämlich Frau und sechs Kinder ernähren.«

Der kräftige Mann hinter dem Steuer schlug sich auf die Schenkel und lachte dröhnend, als wäre ihm ein besonders guter Witz gelungen. »Mit der Polizei haben Sie wohl nichts im Sinn, wie?« Er warf seinem Beifahrer einen raschen Blick zu. »Die soll wohl nicht erfahren, was sich hier abgespielt hat?«

»Nach Möglichkeit nicht. Ich habe in London einen Freund, der mich abschleppen wird.«

»Wenn Sie das wollen, kann ich Sie im nächsten Ort absetzen, damit Sie telefonieren können. Das erspart Ihnen 'ne Menge Zeit. Vielleicht haben Sie im ersten Schock noch gar nicht daran gedacht.«

»Doch. Aber es bringt nichts. Ich muß mich doch um den ganzen Kleinkram kümmern, und da ist es schon besser, gleich nach London und dann gemeinsam zurückzufahren.«

»Wahrscheinlich haben Sie recht. Wer ist denn Ihr Freund, zu dem Sie fahren?«

Der Fahrer war neugierig. Aber Wolfe störte sich nicht daran.

»Peter… Peter Fitzroy«, sagte er einfach, ohne lange zu überlegen.

»Hey?« entfuhr es dem dicken Chauffeur. Dann kam ein leises Glucksen aus der Tiefe seiner Kehle, das zu dröhnendem Lachen anschwoll. »Ich glaub', ich werd' verrückt…«

Wieder schlug er sich auf die Schenkel. Das schien eine Angewohnheit von ihm zu sein, wenn er sich freute.

»Und warum?« fragte Wolfe.

»Sie werden's nicht glauben. Aber ich – heiße ganz genauso! Peter Fitzroy…«

*

Björn Hellmark versuchte alles, sich seine Unruhe und Sorge nicht anmerken zu lassen.

Doch der Blick Carminias, der gelegentlich auf ihm ruhte, sagte genug. Sie kannte ihn gut genug, als daß er sich vor ihr hätte verstellen können.

Der Schock, der ihm versetzt worden war, ging auf ein Ereignis zurück, für das er bisher keine Erklärung fand und für das es auch keinen Vergleich gab.

Nur eins konnte er mit Sicherheit annehmen: In der Wohnung von Mrs. Green gab es eine Kraft, die imstande war, Außergewöhnliches zu vollbringen.

Ob diese Kraft natürlichen Ursprungs war oder auf dämonische Aktivität zurückging, das mußte er so schnell wie möglich klären.

Vielleicht war sie ganz und gar verantwortlich auch dafür zu machen, daß Jim sich bisher nicht mehr sehen ließ.

Björn weihte seine Freunde in alles ein, was er mit seinem Doppelkörper Macabros in der letzten Nacht registrierte.

Dann faßte er den Entschluß, nochmal nach London zurückzukehren.

Zusammen mit Pepe und Rani Mahay.

Mit Pepe wollte er das Geschäft von Mrs. Green betreten, und Rani sollte zur gleichen Zeit die nähere Umgebung des Hauses erkunden und alles Verdächtige – wenn es das gab – registrieren und mit ihm dann besprechen.

»Wir müssen äußerst vorsichtig zu Werke gehen«, murmelte Hellmark, dem man nichts mehr von der Schwäche der letzten Stunden anmerkte.

»Dann ist's ja genau wie immer, alter Freund«, bemerkte der glatzköpfige Inder. Er fuhr mit der Rechten über seinen prachtvollen, kahlen Schädel. »Ich brauche mich also nicht auf etwas Neues einzustellen…«

Mit seinen Worten traf er den Nagel auf den Kopf. Die Erfahrung hatte längst gelehrt, daß es, wenn Hellmark etwas unternahm, stets brenzlig wurde. Das lag in der Natur der Sache. Überall in der Welt lauerten Feinde auf ihn, die nur auf die Chance warteten, seine Mission ins Lächerliche zu ziehen und ihn zugrunde zu richten.

Ak Nafuur, der – als er noch Molochos, der Dämonenfürst gewesen war – über ein reiches Wissen verfügte, was Aufbau und Strategie der Mächte aus der Finsternis betraf, konnte ebenfalls keine Erklärung für das Ereignis geben.

»Wieder Mensch geworden«, sagte er nachdenklich, »muß ich die Feststellung machen, daß Rha-Ta-N'my scheinbar doch nicht die klare Linie verfolgt, die ich als Molochos zu sehen glaubte. Ich ging meinen eigenen Weg und beachtete die Dinge um mich herum, die mich nicht direkt angingen, nur beiläufig. Nun zeigt sich, daß viele Ereignisse bedeutsam sind, die dein eigenes Leben, Björn, betreffen und zu denen ich dir nichts sagen kann.«

»Aber all das andere, das dir bekannt ist, wird mir schon weiterhelfen«, erwiderte Björn Hellmark mit Überzeugungskraft.

Während er sprach, unternahm er einen nochmaligen Versuch, Macabros entstehen zu lassen. Nichts tat sich. Ohne Macabros jedoch war er nicht imstande, Marlos zu verlassen.

Er brauchte dazu die Hilfe der Freunde.

Rani Mahay und Pepe faßten ihn in stillem Einvernehmen bei den Händen, und im nächsten Moment waren alle drei verschwunden, noch ehe Carminia Brado ihren Protest vorbringen konnte.

Doch wie immer war es sinnlos, Björn davon zurückzuhalten, was er tun mußte. Er war auf dem Weg, ein großes Geheimnis der Menschheitsgeschichte zu enträtseln und die Gefahren aufzudecken,

die seit Anbeginn der Zeiten nur darauf lauerten, die Entwicklung der menschlichen Rasse einzuschränken und sie als Parasiten auszumerzen.

Statt dessen wollten andere absolut herrschen und jeden Winkel – auch den äußersten dieses Universums – bis ins letzte mit ihrem Geist und ihrem Willen durchdringen.

Björn Hellmark, Rani Mahay und Pepe kamen nahe einer Reklamesäule an, die unweit jener Bar stand, in deren Umgebung Pepe in der letzten Nacht den Polizisten getroffen hatte.

Es war kurz vor der Lunchzeit.

Der Betrieb in den Gassen und Straßen war beachtlich. Daß plötzlich ein Junge und zwei Männer auftauchten, registrierte keiner der Passanten. Da waren Frauen, die noch schnell die letzten Einkäufe erledigten, viele Angestellte aus naheliegenden Geschäftshäusern und Büros, die sich beeilten, ein Taxi zu ergattern, um noch rechtzeitig einen Platz in einem der um diese Zeit überfüllten Lokale zu bekommen.

Nach der Ruhe und Geborgenheit von Marlos kam ihnen ihre neue Umgebung vor, als wären sie mitten in einen surrenden Bienenschwarm geraten.

Benzingestank umgab sie. Motorengeräusch. Die Marshall Street zeigte sich äußerst belebt.

Das Ziel der drei Besucher aus Marlos war das Haus Nummer 86 auf der anderen Straßenseite. Es lag etwa in der Mitte der Marshall Street.

Etwa zehn Schritte von dem Music Shop entfernt trennte Rani Mahay sich von Björn und Pepe.

Während die beiden die letzten Meter zu dem Geschäft gingen, blieb der Inder zurück.

Als er sah, daß Björn und sein Adoptivsohn den Laden betraten, setzte er sich wieder in Bewegung. Er wollte das Haus unter die Lupe nehmen und darüber hinaus den Versuch machen, mehr über die Bewohner zu erfahren. Vor allem über eine Bewohnerin, die nur gelegentlich hier residierte: Mrs. Green…

Als Björn die Tür aufdrückte, ertönte ein leises Klingelzeichen.

Der Laden war leer. Gleich darauf jedoch wurde der dunkle Vorhang zur Seite geschoben, und Mrs. Green erschien auf der Bildfläche.

Björn lernte sie genauso kennen, wie Pepe sie beschrieben hatte.

»Ah – da ist ja mein kleiner Freund wieder«, freute die Geschäftsinhaberin sich, als sie Pepe sah. »Aber diesmal nicht allein. Zum erstenmal.«

Es klang ganz natürlich – und doch war Björn besonders hellhörig. Pepes Erlebnis und die Ereignisse um Macabros, die ebenso ungeklärt

waren, veranlaßten ihn, höchste Aufmerksamkeit walten zu lassen.

»Er hat mir von der Gitarre erzählt«, leitete Hellmark das Gespräch ein. »Er redet von nichts mehr anderem. Ich hatte sie mir gern mal angesehen…«

»Aber selbstverständlich, Sir. Ich hol sie Ihnen aus dem Schaufenster…«

Björn schätzte Mrs. Green auf Ende Sechzig. Obwohl korpulent, bewegte sie sich recht kraftvoll und keineswegs schwerfällig.

Ihre Haut war glatt und rosig. Das graue Haar verlieh ihr etwas Mütterliches. Sie war mit einem Wort auf den ersten Blick sympathisch.

Sie plauderte munter drauflos und vergaß auch nicht den merkwürdigen Zwischenfall von heute nacht zu erwähnen, als Pepe ebenfalls auf der Bildfläche auftauchte. Dabei schien sie tatsächlich von den Hintergründen, die Pepe ihm angegeben hatte, nichts zu ahnen.

Björn Hellmark hielt sich die Behauptung seines Adoptivsohnes vor Augen, daß er ganz deutlich gesehen hätte, wie ein unbekannter, großer, hagerer Mann die in Decken eingewickelte Leiche die Treppe herabschleifte. Von dem vermutlichen Mörder hatte jedoch der alarmierte Bobby ebensowenig entdecken können wie von einer angeblichen Leiche. Mrs. Green erwies sich als sehr agil, und Björn fragte sich, ob sie vielleicht eine Zwillingsschwester hatte? Das hätte manches erklärt…

Während sie das Instrument vom Haken nahm, erzählte sie weiter und wandte dabei ihren beiden Besuchern den Rücken zu.

Pepe nutzte die Gelegenheit, um wieselflink an die Verkauftheke zu gelangen, wo er seinen Blick in die dunkle Nische unter der mittleren Schublade warf.

Er sprach kein Wort, doch sein vielsagender Blick drückte genug aus.

Da also hatte Jim gehockt. Und Pepe erwartete vergebens, ihn dort wieder zu treffen…

Hellmark sah die Enttäuschung auf dem Gesicht des Jungen. Björn verstand es geschickt, das Gespräch in eine Richtung zu lenken, die Informationen für ihn versprach.

Gerade durch den Vorgang der letzten Nacht war es möglich, gewisse Dinge zur Sprache zu bringen, die Mrs. Green Bemerkungen entlockte, die Björn wichtig fand.

»Pepe hat es mir erzählt«, sagte er beiläufig, während die Frau dem Jungen das Instrument reichte. »Die Tür soll in der letzten Nacht offen gestanden haben. Doch wurde nichts gestohlen. Dabei geht es doch gerade in Soho ziemlich heiß her…«

»Oh – da haben Sie schon recht, Sir«, bestätigte sie ihm. »Als

alleinstehende Frau, die außerdem noch ein Geschäft in dieser Gegend hat, ist man gefährdet. Das ist der Grund, weshalb ich mich kaum noch in diesem Haus aufhalte…«

Er erfuhr, daß sie schon seit einigen Monaten nur noch ihr Apartment in der Kingston-Road benutzte.

»Nur die Mittagszeit, Lunchtime, verbringe ich hier. Dann mache ich meine Suppe warm oder esse einen Hotdog oder ein Steak. In den Gasthäusern ringsum gibt es zwar ein vorzügliches Essen, aber die Unruhe und das Menschengewimmel behagen mir nicht. So hat wohl jeder seine Marotten«, fügte sie lächelnd hinzu.

Sie lebte allein und war mit sich und der Welt zufrieden. Sie hatte nie geheiratet und auch keine Kinder. Das bescheidene Vermögen, das sich im Lauf der Jahre angesammelt hatte, war testamentarisch einem Waisenhaus vermacht.

»Wir möchten Sie nicht allzu lange aufhalten«, sagte Björn Hellmark unvermittelt mit einem Blick auf die Uhr. »Es ist Lunchtime… sie möchten sicher gern schließen.«

»Nun – mir eilt es nicht so. Es bleibt sich gleich, ob ich zehn Minuten später schließe. Dann öffne ich auch zehn Minuten später wieder. So genau nehm' ich das nicht.«

Aber es gab keinen Grund mehr, länger zu bleiben, und Hellmark war es auch ganz lieb so, um keinen Verdacht zu erregen. Wenn mit dieser Frau wirklich etwas nicht stimmte – obwohl er nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür gefunden hatte – sollte alles so natürlich wie möglich über die Bühne gehen.

Er entschloß sich zum Kauf der Gitarre, die Pepe schon seit Wochen den Schlaf raubte.

Mrs. Green gab ihm sogar einen verhältnismäßig hohen Rabatt. Offensichtlich hatte sie Pepe ins Herz geschlossen.

Dies wiederum paßte noch weniger zum Verhalten eines Wesens, das nach Pepes Aussagen unmöglich Mrs. Green sein konnte.

Die Frau schloß hinter ihnen die Ladentür und verschwand hinter dem Vorhang.

»Du bist verdammt nett, Björn«, sagte der Junge. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, daß ich sie endlich habe. Und doch – so ganz glücklich kann ich nicht sein. Ich muß ständig an Jim denken.«

»Nun mach' dir mal keine Sorgen und freu' dich trotzdem«, lächelte Hellmark ihm zu. »Eine Frage noch, Pepe…«

»Ja?«

»Ist dir etwas an Mrs. Green aufgefallen, das anderes war als sonst?«

»Nein! Das ist es ja: Sie war so wie immer!«

Sie gingen die Straße hoch, bogen um die Ecke und trafen dort wie

vereinbart Rani Mahay, der sich die Auslagen eines Postershops betrachtete.

»Neuigkeiten?« fragte Björn den Inder.

»Hhm – ’ne ganze Menge. Während ihr euch beide als Gitarrenfachleute entpuppt habt, habe ich mir das Haus von Mrs. Green näher angeschaut. Es gibt einen Eingang zum Hof hin. Die Wohnung selbst ist über den normalen Hausflur nicht zu erreichen.«

Damit bestätigten sich Pepes Worte.

»In dem vierstöckigen Haus sind zwar an jeder Wohnungstür Namen angebracht. Das läßt darauf schließen, daß dort auch jemand wohnt«, fuhr Mahay fort. »Aber überall, wo ich klingelte oder klopfte hat niemand geöffnet. Und so heißen die Leute: Miller, Jack, Ramsay, Brown, Taylor, Mrs. Limick und -Peter Fitzroy…«

»Vielleicht handelt es sich um junge Leute«, meinte Björn, »die auf der Arbeit sind…«

»Daran hab’ ich auch schon gedacht«, entgegnete Rani Mahay. »Und da ich nicht die Gelegenheit hatte, einen der angeblichen Bewohner zu sprechen, bin ich einfach aus dem Flurfenster im ersten Stock gestiegen und hab’ einen Blick von außen durch’s Fenster geworfen. Dabei habe ich etwas Komisches entdeckt.«

»Was?«

»Alle Räume, die ich über die Feuerleiter erreichen konnte, und deren Fenster zum Hof hinaus gehen, stehen leer oder sind mit Vorhängen verdeckt…«

»Im Haus gibt es scheinbar mehr als ein Rätsel«, murmelte Björn gedankenversunken.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen, als ein Junge über die Straße kam, der Zeitungen über dem Unterarm liegen hatte.

»Sonderausgabe der >Times<!« brüllte er mit seiner hellen Stimme. »Unerklärliche Vorgänge an der Küste bei Dover! Fachleute stehen vor einem Rätsel! Eine Zeitung gefällig, Sir?«

Der Junge blickte abwechselnd von Björn auf Rani.

Hellmark sah die Balkenüberschrift und war wie elektrisiert, als er darunter noch den Hinweis entdeckte: ’Einziger Augenzeuge behauptet, unheimliche Turmstadt gesehen zu haben’…

Hellmark drückte dem Jungen eine Münze in die Hand und griff nach dem Blatt, das ihm gereicht wurde. »Schon gut«, nickte er freundlich, als der Zeitungsboy ihm Wechselgeld zurückgeben wollte.

»Aber Sir – das ist viel zuviel.«

Es blieb dabei. Der Boy strahlte von einem Ohr zum anderen und rief daraufhin mit noch kräftigerer Stimme seine Schlagzeilen aus.

Björn Hellmark war zu erregt. Er brachte es nicht fertig, Wort für Wort zu lesen, sondern überflog den druckfrischen Bericht.

In ihm war die Rede von zwei verschollenen Streifenbeamten. Aus

ersten Berichten, die von küstennahen Ortschaften eingingen, wußte man, daß vor wenigen Stunden eine Sturmflut unvorstellbaren Ausmaßes ausgebrochen war.

Keller waren überflutet, Fahrzeuge in den Gassen und Straßen zusammengedrückt worden. Zahlreiche Menschen mußten mit Verletzungen in Krankenhäuser eingeliefert werden. Tote waren zu beklagen.

Die Suche nach den beiden Beamten Charles Tumby und Jan Revon war bis zur Stunde vergeblich gewesen.

Doch da war ein Mann, der hieß Joe Pilgram. Mit zerschmetterten Beinen hatte man ihn geborgen. Er behauptete, mit den Beamten noch gesprochen zu haben. Seine Geschichte war so phantastisch, daß niemand sie ihm abnahm. Dennoch verzichtete der Berichtschreiber nicht darauf, sie in allen Einzelheiten zu erwähnen.

Joe Pilgram hatte zugegeben, süchtig zu sein und regelmäßig Rauschgift zu nehmen. Er stritt aber ab, daß die unheimliche Wahrnehmung, die er gehabt hatte, auf eine Haschvision zurückzuführen sei.

Das Lager der jungen Leute, die von Stephen Wolfe geladen worden waren, bestand nicht mehr. Die gefundenen Reste wiesen darauf hin, daß die Gigantenwelle sogar das hochgelegene Felsplateau überschwappt hatte.

»Apokalypta«, entfuhr es Rani Mahay, noch ehe Björn auch nur ein einziges Wort sagen konnte. Der indische Freund hatte über Hellmarks Schulter hinweg die Sondermeldung mitgelesen.

»Du sagst es«, bemerkte Björn Hellmark tonlos. »Nichts geschieht umsonst. Alles hat immer einen Grund. Wenn Apokalypta wirklich in dieser Zeit und in diesem Land angekommen ist, dann wird’s haarig. Du mußt mir helfen, Rani…«

»Nichts lieber als das. Ich weiß schon, woher der Wind weht. Du denkst, daß das, was mit Macabros passiert ist, unter Umständen in das Puzzlespiel paßt, das Apokalypta in der Nähe von Dover begonnen hat.«

»Obwohl wir so wenig wissen, habe ich doch nicht den geringsten Zweifel daran. Bleib’ du am Ball! Ich möchte dich bitten, an Ort und Stelle dabei zu sein, um zu sehen, was die Aufräumungsarbeiten ergeben, welche Spuren wirklich vorhanden sind. Die beiden Polizisten sind noch immer verschwunden. Den Streifenwagen hat man demoliert zwischen den Klippen gefunden. Versuch’ ebenfalls herauszufinden, in welches Krankenhaus Joe Pilgram eingeliefert wurde, und dann mache einen Besuch dort. Fühl’ ihm auf den Zahn, was er wirklich weiß und gesehen hat, und halte mich auf dem laufenden! Ich selbst möchte im Moment London nicht verlassen. Ich will wissen, was es in Missis Greens Haus wirklich gibt. Apokalyptas

Alptraumstadt wurde von Pilgram gesehen. Die Beschreibung stimmt. Niemand außer uns weiß, was es wirklich damit auf sich hat. Wenn sie schon so nahe ist, bedeutet das, daß über kurz oder lang Ereignisse eintreten, von denen niemand weiß, wie sie zustande kommen. Die unerklärliche Springflut, die zerschmetterte Hütte auf dem Plateau, das Verschwinden der jungen Menschen und der beiden Polizisten ist nur ein Vorspiel dessen, was uns erwartet. Rani – ich fürchte, daß Apokalypta sich diesmal eine ganz besondere Gemeinheit ausgedacht hat…«

Hellmarks Miene war ernst und verschlossen. Man sah ihm an, wie es hinter seiner hohen Stirn arbeitete.

»Und du, mein Junge«, wandte er sich unvermittelt an Pepe, »wirst dich jetzt ebenfalls auf den Weg machen.«

»Fein, Björn. Wohin?« Pepe war überzeugt davon, daß Hellmark auch einen Auftrag für ihn hätte. Die Dinge hatten sich während der letzten Minuten derart zugespitzt, daß er auf jede helfende Hand angewiesen war, daß er unbedingt mit neuen Informationen versehen werden mußte, um selbst die richtigen Entscheidungen treffen zu können.

Pepe war erfahren genug, um zu wissen, in welcher Zwickmühle Björn Hellmark steckte.

Auf der einen Seite war er einer der wenigen Menschen, die handfeste Beweise für die Existenz unheimlicher, finsterer Mächte erbringen konnte, andererseits wurde er mit realen Gefahren konfrontiert, die die verantwortlichen Stellen überall in der Welt mit ganz anderen Augen sahen als er. Und sie gingen diese Gefahren auch logischerweise mit anderen Mitteln an. Dabei konnten sie oft nicht unterscheiden, ob diese oder jene Situation nicht durch einen Eindringling aus einer anderen Dimension, nicht durch einen Schergen Rha-Ta-N'mys, zu einer vermeintlich 'realen' Begebenheit im Sinn des Gesetzes provoziert wurde, um Unsicherheit auch für Hellmark und seine Helfer zu schaffen.

Denn sie konnten es sich nicht erlauben, ebenfalls als Gesetzesbrecher von den Behörden verfolgt zu werden. Sie mußten Vertrauen schaffen, um mit jenen zusammenzuarbeiten, die guten Willens waren und nichts von Marlos, der unsichtbaren Insel, und den Hintergründen von Hellmarks Stellung in der Welt wußten.

»Du zischst ab nach Marlos«, nickte Björn ernst.

»Aber warum. Ich…«

»Keine Widerrede«, unterbrach Hellmark den Protest seines Adoptivsohnes im Keim. »Du hast 'ne ganze Menge dort zu tun. Setz' dich an den Strand und übe! Die Gitarre dazu hast du. Und alles andere, was nachkommt – eventuell auch mit Missis Green – das überläßt du schön mir…«

»Aber – vielleicht brauchst du noch jemand, der dir die Tür öffnet«, beeilte Pepe sich zu sagen. »Im Moment kannst du ja mit Macabros…«

»Genug!« Mit sanfter Gewalt legte Hellmark seine rechte Hand auf Pepes Mund und unterbrach dessen Redestrom. »Wenn du unbedingt einen Protestsong anstimmen willst – auf Marlos hast du Gelegenheit dazu. Kein Mensch hindert dich daran. Und nun ab! Wie abgemacht.«

Pepe öffnete noch mal den Mund, schnappte wie ein Fisch nach Luft, gab dann einen unwilligen Laut von sich und verschwand im nächsten Moment von der Bildfläche.

Rani Mahay grinste. »Schwer hat man's, wenn der Nachwuchs nicht so will, wie man selbst gern möchte«, nickte der Inder. »Ich bin nur gespannt, ob er wirklich all das befolgt, was du ihm an guten Ratschlägen mit auf den Weg gegeben hast. Jungens in diesem Alter haben eine blühende Phantasie, und ihnen fallen stets 'ne Menge Ausreden ein.«

»Wahrscheinlich steckst auch du noch mitten in der Pubertät! Ich habe eigentlich gehofft, daß du in dieser Minute schon näher an Dover denn bei London bist…«

»Ay, Ay, Sir.« Rani Mahay salutierte, knallte die Hacken zusammen und war ebenfalls im nächsten Moment verschwunden, ohne auch nur einen Schritt zu tun. Der Inder mußte zuerst zurück nach Marlos, um sich dann von dort aus neu in die Welt des Sichtbaren zu versetzen.

Bevor er das tat, warf er einen Blick auf den Strand, wo Pepe – die Gitarre über die Schulter gelegt – durch den hellen Sand stapfte, sich brummend unter einer schattenspendenden Palme niederließ und das Instrument dann auf die Knie nahm.

Aber er spielte nicht. Er blickte unentwegt über die Weite des blauen, unbewegten Meeres, das vor ihm lag wie ein glatter Spiegel.

Dann verschwand Rani Mahay wieder von der Insel.

Sein Ziel war das Gebiet der Kreidefelsen in der Umgebung von Dover.

Auch Björn Hellmark hielt sich nicht mehr länger in der Seitenstraße auf, wo er sich mit dem Freund getroffen hatte. Er machte auf dem Absatz kehrt und lief in die Marshall Street zurück.

Er war nichts weiter als ein Passant unter Passanten, ein Mensch, der im allgemeinen Getriebe nicht auffiel.

Björn Hellmark unterschied sich in diesen Minuten nicht mal in seinen Fähigkeiten von den Menschen, die ihn umgaben. Er war außerstande, sich zu verdoppeln, und konnte deshalb nicht mal – wenn er den Wunsch hatte – nach Marlos zurückkehren. Da war er auf die Hilfe eines seiner Freunde angewiesen.

Er war auch nicht bewaffnet mit dem Schwert des Toten Gottes'. So, wie die Dinge im Moment lagen, konnte er es im Notfall nicht von Marlos holen.

Aber etwas anderes trug er bei sich. Die Dämonenmaske. Wenn sein Gegner aus dem Reich der Finsternis war, wenn die geistige Kraft, der Macabros begegnete, durch ein solches Geschöpf ausgelöst worden war, dann mußte es möglich sein, ihn mit der Dämonenmaske in die Enge zu treiben.

Hellmark ging durch den Torbogen in den Hinterhof und blickte an der blatternarbigen Hauswand empor.

In den schattigen, feuchten Höfen wurde es nicht richtig Tag. Dämmerlicht umgab ihn.

Mit einem Rundblick vergewisserte sich Hellmark, daß niemand in dieser Minute irgendwo am Fenster stand, auf den Hof blickte und ihn eventuell sah.

Dann erst wagte er es, jene Feuerleiter zu erklimmen, die zu dem Fenster führte, durch das er in der letzten Nacht Macabros schickte, ohne in der Zwischenzeit herausgefunden zu haben, welche Ursachen dafür verantwortlich waren, daß sein Zweitkörper sich auflöste.

Björn lief geduckt die schmalen Metallstufen empor, hielt sich immer dicht an der Hauswand und war einzige, gespannte Aufmerksamkeit.

Er erreichte den Balkon. Es war der gleiche, auf dem in der letzten Nacht Macabros stand.

Die Vorhänge waren nicht ganz zugezogen.

Vorsichtig beugte Hellmark sich nach vorn, um einen Blick durch die Ritzen in das abgedunkelte Zimmer zu werfen. Kr fragte sich, weshalb Mrs. Green auch tagsüber die Vorhänge nicht öffnete.

Genau dem Fenster gegenüber stand ein alter, verschlissener Sessel. Durch den Vorhangspalt konnte Björn die Person sehen, die darin saß.

Mrs. Green!

Sie saß da wie schlafend und rührte sich nicht.

Das schwache, durch den Vorhang sickernde Tageslicht reichte aus, um erkennen zu lassen, daß die Frau nicht mal mehr atmete.

Es gab Björn Hellmark einen Stich ins Herz.

Mrs. Green im Sessel an der Wand gegenüber – war tot!

*

Da gab es für ihn kein Halten mehr.

Er zertrümmerte die Scheibe, griff durch das entstandene Loch und drückte den Fenstergriff nach oben.

Er stieg das Fenster nach innen und sprang in den Raum, mit der Rechten dabei den zu Dreiviertel zugezogenen Vorhang auf die Seite schiebend.

Der Herr von Marlos erlebte innerhalb weniger Minuten eine

weitere Überraschung.

Er hatte erwartet, eine vollwertig eingerichtete Wohnung vorzufinden. Mit Tisch und Stühlen, einer Couch, Sesseln und einem Schrank. Der Raum vor ihm – war leer bis auf jenen alten, schweren Sessel in der Ecke an der gegenüberliegenden Wand.

Ein seltsam graues Licht herrschte im Innern des Zimmers, das auch durch das trübe Tageslicht von draußen kaum eine Aufhellung erfuhr.

Die Luft war kühl, und es lag etwas in ihr, das dem Eindringling sofort auffiel.

Bedrohung!

Flüchtig meinte Hellmark sich daran erinnern zu können, daß Macabros das Innere dieses kahlen Raumes noch registrierte und in sein Bewußtsein schickte, ehe der körperliche und geistige Zusammenbruch erfolgte.

Kaum daß er Boden unter den Füßen verspürte, war Björn schon wieder darauf gefaßt, sofort die Flucht zu ergreifen, wenn die Situation es erfordern sollte und die unheimliche Atmosphäre ihn direkt angriff.

Doch das war nicht der Fall.

Er machte die Erfahrung, daß jene beklemmende Atmosphäre im Raum ihm unangenehm war, daß sie ihm jedoch psychisch und physisch nichts zuzufügen vermochte.

Er durchquerte das Zimmer mit drei schnellen Schritten und befand sich im nächsten Moment direkt vor der im Sessel sitzenden Geschäftsfrau.

»Missis Green«, sagte er mit lauter, deutlicher Stimme.

Große, weit geöffnete Augen starrten ihn an; Augen, deren Pupillen sich nicht mehr veränderten; Augen, in denen kein Glanz mehr war. Sie waren gebrochen.

Doch der Körper war noch warm. Mrs. Green war erst vor wenigen Minuten gestorben…

Er fühlte ihren Puls. Nichts!

Er leitete sofort eine Herzmassage ein. Sie brachte keinen Erfolg.

»Das alles hat keinen Sinn, wenn ich nicht will, daß sie sich wieder bewegt«, sagte in diesem Augenblick eine eiskalte, messerscharfe Stimme hinter ihm.

Hellmark wirbelte herum, bereit, sich seinem unerwartet aufgetauchten Gegner sofort zu stellen.

Doch – da war niemand!

Der kahle Raum, erfüllt von trübem, gespenstischem Licht, war – leer.

Und doch ertönte im nächsten Moment die fremde, gefährlich klingende Stimme erneut…

*

»Peter Fitzroy?!« entfuhr es Stephen Wolfe im ersten Moment überrascht. Doch dann faßte er sich schnell wieder, um sich nicht anmerken zu lassen, daß diese Reaktion nicht zu der Lüge paßte, mit der er bisher operiert hatte. »Na – das ist ein toller Witz.«

»Nein. Ich heiße wirklich so. Ich kann’s Ihnen zeigen. Hier – mein Ausweis…«

Der Fahrer griff mit der linken Hand in die Ablage unter dem Armaturenbrett und zog eine speckige, abgegriffene Brieftasche hervor, die prall gefüllt war. Doch nicht mit Geldscheinen, sondern mit Bildern, Zeitungsausschnitten und Ansichtskarten, die er irgendwann mal bekommen hatte und die er darin aufbewahrte.

»Hier – sehen Sie selbst…«

»Ich glaub’s Ihnen«, entgegnete Stephen Wolfe mit einem Anflug von Jovialität. »Eine verblüffende Namensgleichheit. Ich habe nicht gewußt, daß es soviele Fitzroys in London gibt. Wenn Sie jetzt mein Freund Peter wären, wäre ich gut dran.«

Sie flachsten mit diesem Thema noch eine Weile, sprachen dann von der Queen, vom Kursverfall des Pfundes, von den Schwierigkeiten im Zusammenleben zwischen den unterschiedlichen Rassen, die in der Zwischenzeit London bevölkerten – und so verging die Fahrt in die Themse-Metropole wie im Flug.

An einem Lokal unweit der Westminster Bridge ließ Stephen Wolfe sich absetzen. »Um diese Zeit«, so war er überzeugt, »ist Peter meistens in dem Gasthaus dort vorn anzutreffen. Da nimmt er seinen Lunch ein. Nochmals vielen Dank, Peter! Vielleicht ergibt sich mal die Gelegenheit, für dich heiße Kartoffeln aus dem Feuer zu holen. Dann ruf mich an. Stephen Wolfe gibt es in London mindestens ebensoviel wie Peter Fitzroys.«

Der dicke Lkw-Fahrer schlug sich auf die Schenkel, lachte dröhnend, und der junge Londoner fiel in das Lachen mit ein.

Wolfe sprang vom Trittbrett auf die Straße und winkte Fitzroy nach, bis der Mann mit seinem Fahrzeug um die nächste Straßenecke gebogen war.

Mechanisch fingerte Wolfe nach der Zigarettenschachtel in der Brusttasche seines Hemdes.

Während der Fahrt hatte Fitzroy ihn mit Glimmstengeln versorgt.

Die Stäbchen in seiner Hemdtasche waren völlig durchweicht von dem nächtlichen Bad, das er in der kalten See genommen hatte.

Der Tabak krümelte zwischen seinen Fingern. Stephen Wolfe fluchte leise vor sich hin, ohne daß ihm das bewußt wurde.

Seit den Ereignissen der letzten Nacht kam er sich vor wie ein

Zwitterwesen. Manchmal glaubte er, gar nicht mehr der zu sein, für den jedermann ihn hielt – und er machte da keine Ausnahme.

Wolfe überquerte die Straße, betrat aber nicht das Lokal, das er angegeben hatte.

Sein Ziel war das nächste Postamt. Dort nahm er eines der aus mehreren Bänden bestehenden Londoner Telefonbücher zur Hand, in dem das Verzeichnis ’F’ untergebracht war.

Alle Personen mit dem Namen Peter Fitzroy und auch solche, die nur den gleichen Nachnamen hatten, schrieb er sich heraus. Schließlich konnte er nicht wissen, ob es nicht auch in jenen Familien eine Person namens Peter gab. Darüber hatte Apokalypta nichts verlauten lassen.

Er ordnete die Anschriften so, daß er hier aus dem Gebiet um Westminster den ersten Fitzroy gleich zwei Straßen weiter aufsuchen konnte.

Er hieß Peter und war Inhaber eines Fotogeschäfts. Der Mann war Ende Fünfzig, hatte noch volles, dunkles Haar und stellte das dar, was man unter einem alten englischen Gentleman erwartete. Stephen Wolfe gab aus, den Stammbaum des Namens Fitzroy zu ergründen. Aus rein persönlichen, familiären Gründen. Er sei der Ansicht, daß dieser Name einen gemeinsamen Stamm hätte, daß alle Fitzroys miteinander verwandt wären. Ihm käme es nun darauf an, alle in London und Umgebung wohnenden Träger dieses Namens ausfindig zu machen und eine Aufstellung darüber anzufertigen.

Dieser Hinweis leitete das Gespräch gleich in die Richtung, die Stephen Wolf sofort mit dem wesentlichen vertraut machte.

Während des Gespräches, in dem er nur einige kurze Fragen stellte, merkte er, daß dies offensichtlich nicht der Mann war, den Apokalypta meinte.

Er mußte daran denken, was sie ihm gesagt hatte.

›Du wirst irgend etwas spüren, wenn du ihm begegnest… und dann sei auf der Hut! Du wirst alles oder nichts gewinnen…‹

Es schien Wolfe, als würden ihre Worte wie ein Echo in ihm nachhallen.

Nein – das war nicht der Mann, dessen Gesprächspartner er sein mußte. Warum eigentlich suchte er diesen Peter Fitzroy?

Mehr als einmal ertappte Stephen Wolfe sich dabei, daß ihm dieser Mann doch eigentlich ganz gleichgültig sein konnte. Er war ihm vollkommen fremd. Zum erstenmal hatte er seinen Namen aus Apokalyptas Mund vernommen.

Und doch – seltsam – kam er nicht mehr los von dieser Nachforschung, mit der er begonnen hatte.

Bei jedem Gespräch, das er während der nächsten Stunde mit einem Peter Fitzroy führte, wartete er auf etwas ganz Bestimmtes.

Doch das trat nicht ein…

Der nächste Peter Fitzroy wohnte im Stadtteil Soho.

Stephen Wolfe nahm ein Taxi. »In die Marshall Street Nummer 86, bitte«, sagte er zu dem Fahrer.

»Okay, Sir.«

*

»Sie lebt nicht. Sie lebt schon lange nicht mehr. Nur durch mich wurde ihr Körper noch benutzt…«, sagte die unsichtbare Stimme.

Björn Hellmark löste sich von dem Sessel mit der toten Mrs. Green, ging langsam an der Wand entlang, starrte in die schummrigen Ecken des Zimmers und stieß dann die Tür zum nächsten Raum auf.

Auch die Fenster zu diesem Zimmer waren verhangen. Und wiederum stand kein Möbelstück darin.

Alles war so kahl und leer. Unheimlich…

Er hatte damit gerechnet, den Sprecher vielleicht hinter dieser Tür zu finden. Doch auch in diesem Raum befand sich niemand.

Schallendes Gelächter… hohl und geisterhaft, von überallher gleichzeitig, klang ihm entgegen.

Irritiert blickte Björn nach allen Seiten.

»Wer bist du? Wo hältst du dich versteckt?« fragte er rauh.

»Wir sind uns heute schon mal begegnet. Unten im Geschäft. Da hast du mich gesehen. In ihrem Körper, den ich nun verlassen habe. Jetzt kannst du mich nicht mehr erblicken. Denn ich bin Tharr, der Dämon…«

Tharr? Hellmarks Gehirn begann wie ein Computer zu arbeiten.

Schon so viele Unheimliche aus dem Geisterreich hatten seinen Weg gekreuzt. Ein Geschöpf namens Tharr war nicht darunter gewesen.

Björn blieb ruhig. Der andere hatte selbst gestanden, ein Dämon zu sein. Ein Unsichtbarer. Er war darauf angewiesen, offensichtlich von Zeit zu Zeit in fremde Körper zu schlüpfen und sich darin häuslich einzunisten. Wenn ein solch mächtiger Dämon sich einen Wirtskörper erwählte, dann blieb er nicht selten auf der Strecke, wie das Beispiel von Mrs. Green bewies.

»Ja – Tharr der Große, der Mächtige«, hörte er die Stimme. Lautstark hallte sie durch alle Räume. Björn hatte eine Sekunde das Gefühl, von einem Luftzug gestreift zu werden.

Hatte Tharr sich bewegt? In seiner unmittelbaren Nähe?

Die Atmosphäre im Innern der leeren Wohnung kam ihm noch unheimlicher und widerwärtiger vor als im ersten Augenblick.

»Es paßt mir nicht, daß du gekommen bist. Doch ich sehe – daß ich kein leichtes Spiel mit dir haben werde«, dröhnte die eisige

Stimme wieder.

Björn hielt die Maske in der Hand.

Langsam entfaltete er den Stoff, der braun war und aussah wie ein abgeschnittener Damenstrumpf.

»Wenn du so groß und mächtig bist, dann frage ich mich, weshalb du mich fürchtest?« reagierte Hellmark sofort.

Das Ereignis der letzten Nacht erschien ihm nun in einem ganz anderen Licht.

Ein Dämon hauste in Mrs. Greens Wohnung. Er hatte nicht nur von den Zimmern Besitz ergriffen, sondern auch von ihrem Körper.

Die Atmosphäre, die Tharr sich geschaffen hatte, war so verdichtet, daß sie zur Falle für Macabros geworden war. Doch wie das im einzelnen sich abgespielt hatte, darüber war Björn sich noch immer im Unklaren.

Hellmark hätte mit einer einzigen, blitzschnellen Bewegung die unscheinbar wirkende Maske über seinen Kopf streifen können, und im nächsten Moment wäre sein Aussehen ein anderes gewesen. Doch absichtlich hielt er sich damit zurück. Wenn dieser Unsichtbare die Ursache für Macabros' Verschwinden war, lag es auf der Hand, daß auch Jims Schicksal mit ihm verknüpft war.

Die Dämonenmaske fürchteten alle, die aus dem Reich der Finsternis kamen, weil sie dann dahin zurückgeschleudert oder so empfindlich getroffen wurden, daß sie sich noch in dieser Dimension auflösten.

Auch Tharr fürchtete die Dämonenmaske, deren Nähe er spürte. Doch die volle Wirksamkeit wurde erst entfaltet, wenn der Besitzer sie sich überstülpte.

»Wer noch nicht am Ziel der Wünsche ist, fürchtet einen Aufenthalt mehr als einer, der alles erreicht hat«, ertönte die Gespensterstimme aus dem Nichts. »Ich habe noch einiges zu erledigen…«

Allein diese Worte wurden mit einer solchen Kaltschnäuzigkeit und Überheblichkeit gesprochen, daß Hellmark es eiskalt über den Rücken lief.

Der Unsichtbare kannte weder Herz noch Gefühl, er besaß keine menschliche Seele.

»Was ist letzte Nacht passiert? Du bist doch hier gewesen, nicht wahr?« fragte Hellmark.

»Ja, ich war hier. Ich bin immer hier. Schon seit langem…«, wieder dies schaurige Lachen. »Schon lange vor dieser Stunde war ich Mieter in diesem Haus. Ich befand mich im Körper eines Mannes mit dem Namen – Peter Fitzroy. Aber dann entdeckte ich eindeutige Anzeichen dafür, daß Apokalypta in der Vergangenheit meines Lebens Zeichen entdeckte, die es ihr ermöglichten, ihnen durch Raum und Zeit zu

folgen und jene Stelle aufzufinden, an der ich – Tharr – neu geworden war…«

Im ersten Moment fehlte Björn Hellmark der Sinn dieser dunklen Worte.

Doch mit jedem Satz, den der Unsichtbare sprach, wurde die Verbindung zu den Ereignissen hier und zu der Dämonin Apokalypta immer deutlicher.

»Sie hatte sich ihre ersten Lorbeeren verdient«, sagte die Stimme. »Apokalypta – die ›Ewige Unheilbringerin‹ – schickte sich an, die Welt zu erobern. Aber da war ein anderer, der hieß Tharr. Und es gab einen dritten – dessen Name war Tokk. Sie stammten beide aus dem Urbeginn, als die Erde nicht mal aus einem einzigen gefestigten Kontinent bestand. Aus der glutflüssigen Tiefe stiegen die ersten mächtigen Geister, bevölkerten Mu und Lemuria. Dies alles geschah zu einem Zeitpunkt, als die Konturen von Atlantis noch nicht mal zu erkennen waren. Ich sage dir das so ausführlich, daß du dir einen Eindruck von der Tiefe und dem außergewöhnlichen Alter der Ereignisse machen kannst. Nur so kannst du auch verstehen, was in den vergangenen Wochen und jetzt letzte Nacht hier geschah. Und das möchtest du doch wissen, nicht wahr?« Nach kurzer Pause fuhr Tharr fort.

»Zwei, die es vor Apokalypta gab, die im Plan Rha-Ta-N’mys und Shab-Sodds eine große Stellung einnehmen sollten – die konnten es nicht glauben, daß Apokalypta sich an die Spitze derer setzte, die dazu auserwählt waren, zu den sieben Vertrauten der Dämonengöttin zu zählen. Tharr und Tokk, zwei Urdämonen aus dem Anbeginn, strebten nach der Macht, waren Vertraute, aber nicht bereit, diese Macht zu teilen, wenn es ihnen gelänge, die absolute Herrschaft anzustreben und Rha-Ta-N’my von ihrem Thron zu stoßen. Doch es kam anders. Die beiden Urdämonen gingen verschiedene Wege, um dies anzustreben. Tokk ging die Verbindung mit Apokalypta ein und zu jener Zeit müssen sich erste menschliche Gefühle entwickelt haben, die die Sterblichen als Zuneigung, Hingabe oder Liebe bezeichnen.«

Björn Hellmarks Gesicht erinnerte an eine Marmorbüste, die ein Künstler mit Hammer und Meißel aus weißem Stein geschlagen hatte. In seinen Zügen regte sich kein Muskel.

»Lüge… nichts als Lüge«, stieß er hervor, kaum daß er seine Lippen bewegte. »Kein Dämon ist zu einer menschlichen Regung fähig… aber er ist verderbt und schlecht, nichts ist ihm heilig, was ihn veranlassen könnte, wahr zu sprechen.«

»Du sprichst wie einer, der die Vergangenheit nicht kennt. Auch Dämonen können lieben. Doch dies hat nichts mit der Liebe der Menschen zu tun.«

Daß das Wort ’Liebe’ überhaupt aus dem Mund des Unsichtbaren

kam, war schon sehr verwunderlich.

Hellmark hatte allen Grund diese Ausführungen zu bezweifeln. Dämonen konnten nicht heben. Sie konnten nur bei einem anderen einen Vorteil suchen und den hintergehen. Und genau das war geschehen. Damals in der Vergangenheit. Dies zu erkennen war nicht schwer.

»Tokk verbündete sich mit Apokalypta. Ihr Ziel war es, zunächst mich auszulöschen mit Hilfe Tokks – und dann ihn in das Nichts zurückzustoßen. Sie wollte allein die Unheilbringerin sein und dabei hatte sie das gleiche im Sinn wie wir: im richtigen Moment Rha-Ta-N'my zu stürzen und die Macht über die Heerscharen der Geister und Dämonen zu übernehmen. Doch alle Pläne wurden zunichte gemacht, als Rha-Ta-N'my selbst eingriff. Sie erkannte nicht das Doppelspiel Apokalyptas – aber das unsere. Tokk und ich wurden verbannt und dazu verurteilt, durch die Ewigkeiten zu wandern. Unser Körper wurde uns genommen, der Geist gezwungen, ruhelos durch Räume und Zeiten zu fliehen. Eines Tages – das wußten wir beide – würden wir unsere wahre Herkunft und Identität wieder erkennen. Und dann sollte es erneut zu einem Zusammentreffen zwischen Tharr und Tokk kommen. Dies war Rha-Ta-N'mys Beschluß. Entweder würden wir zu einer Einheit finden – oder uns für alle Zeiten endgültig vernichten. Was würde stärker sein? Ich für meinen Teil habe die Entscheidung längst getroffen. Der Stärkere bin ich. Es ist mir gelungen, einen Wirtskörper zu finden. Der Mann hieß – Peter Fitzroy und wohnte in diesem Haus. Er war Junggeselle, Musikstudent, vierundzwanzig Jahre alt. Hier in dieser Stadt, in diesem Haus, hab' ich begonnen, meine Macht aufzubauen, die gleichbedeutend ist mit der, wie sie einst Apokalypta zu Anbeginn der Zeiten besaß. Gleichzeitig aber muß ich befürchten, in dieser Zeit und diesem Raum erneut entdeckt und zu Fall gebracht zu werden. Dem habe ich vorgebeugt, so gut es mir gelang. Ich habe mein Reich errichtet, in dem ich sicher bin. Niemand außer mir bewohnt mehr dieses Haus.«

Auf eine dramatische Weise erfuhren Rani Mahays Feststellungen in den Worten des Unsichtbaren ihre Bestätigung.

Hellmarks Gedanken rasten. Er versuchte Tharrs verzweifelte Lage zu erkennen. Endlich, nach vielen Jahrtausenden ruheloser Wanderschaft ohne Körper, hatte er von einem ahnungslosen Menschen Besitz ergriffen und ihn wahrscheinlich getötet, um dann in den Leib überzuwechseln, der ihm eine noch größere Sicherheit bot. Der Körper von Mrs. Green.

Blitzschnell verknüpfte Björn seine Erfahrungen mit dem, was er gehört hatte.

Für ihn stand fest, daß die Gemeinsamkeit zwischen Tharr und Tokk – käme es zu ihrer Wiederbegegnung wie von Rha-Ta-N'my

gewünscht – für Apokalypta das Aus bedeuten müsse. Also war sie interessiert daran, daß die Feindschaft über die Jahrtausende hinweg bestehen blieb und in dem Augenblick von ihr genutzt wurde, da Tharr und Tokk erneut zusammenkamen.

Dieses Spiel mit der Verwirrung war typisch für die Kräfte, die Rha-Ta-N'my freizusetzen vermochte.

Wieder fand Hellmark einen Beweis dafür, daß die Mächtigen aus dem Reich der Finsternis nicht so fest aneinandergekettet waren, wie man dies allgemein erwartete.

Wie unter den Völkern der Menschen fanden auch dort Machtkämpfe statt.

Er fragte sich, weshalb Rha-Ta-N'my als oberste Instanz solche Verwicklungen zuließ? Sie hatte doch die Macht hier einzugreifen und Unsicherheitsfaktoren auszumerzen?

Doch offensichtlich war sie nicht interessiert daran.

Es war so schwer, die Gedankengänge jener nachzuvollziehen, die den Untergang der Menschheit wollten. Die Tatsache der Existenz des absolut Bösen war so absurd wie einen Versuch zu unternehmen, deren Handlungen zu begreifen.

Im Körper eines Mannes mit dem Namen Peter Fitzroy hatte Tharrs neues Leben sich gefestigt. Nach und nach hatte er alle Bewohner vertrieben oder ausgerottet. Er berichtete selbst davon, wie viele über Nacht einfach auszogen, weil sie die unheimlichen Geschehnisse, die Geräusche und Bilder nicht verkraften konnten, die durch Tharrs Anwesenheit erzeugt wurden.

Erst vor kurzer Zeit dann erkannte Tharr, daß Apokalypta seiner Spur durch die Räume und Zeiten gefolgt war und er Gefahr lief, noch ehe er sich zu voller Macht entfalten konnte, vorzeitig entdeckt zu werden. Er verließ den Körper jenes Peter Fitzroy und übernahm die Identität von Mrs. Green.

»Und wo ist Peter Fitzroy jetzt?«

»Er wartet – wie Missis Green«, entgegnete der unsichtbare Tharr.

Hellmark stellte auch die Frage nach den Ereignissen der vergangenen Nacht. Wie war das nur mit Pepe gewesen? Wie mit Macabros?

Auch darauf konnte Tharr erschöpfende Antwort geben.

Peter Fitzroy, vom Geist Tharrs beherrscht, hatte die Anwesenheit der beiden Jungen im Musik-Shop bemerkt. Tharrs Fähigkeit, Bilder entstehen zu lassen und damit andere Menschen zu erschrecken, war dafür verantwortlich zu machen, daß Pepe Ereignisse sah, die in Wirklichkeit gar nicht stattgefunden hatten und auch nicht in dem Moment stattfanden, als er sie zu sehen meinte. Es waren Halluzinationen gewesen.

Tharr hoffte damit, die unliebsamen Gäste zu verscheuchen. Er

hatte Pepes konsequente Reaktion nicht einkalkuliert. Der Vorgang zwang ihn darüber hinaus, sich mit Pepes Begleiter Jim zu beschäftigen, der in dem Geschäft zurückgeblieben war. Daß ein Kugelkopf in der Gegenwart dieser Erde existierte, war für ihn ein Novum. In der fernsten Vergangenheit, zu Beginn der Zeiten, als es Dämonen, aber noch keine Menschen gab, war der Plan für die Guufs schon geschaffen. Von daher bezog Tharr sein Wissen. Er war auch darüber informiert, daß die Guufs eine große Rolle bei der Vernichtung der Völker Xantilons gespielt hatten.

Und nun war ein Guuf in seiner unmittelbaren Nähe.

»Wo ist Jim jetzt? Ich erwarte eine Antwort, Tharr. Entweder ich bekomme sie oder du…«

»Du wagst es, einem Mächtigen zu drohen?« entgegnete der Unsichtbare mit Stentorstimme. »Nicht du stellst Bedingungen, sondern ich. Ich habe dich in meiner Hand…«

»Du bluffst, Tharr. Das weißt du genau. Es ist dir gelungen, meinen Körper aus nichtstofflicher Substanz zu bannen. Aber ich, der diesen Körper bewirkte, bin noch frei. Und ich werde frei bleiben, solange es mir gefällt.«

»Vielleicht hast du recht. Vielleicht habe ich zu spät erkannt, was du wirklich vermagst… Nun gut. Was forderst du von mir?«

»Jim, den Kugelkopf«, sagte Hellmark mit klarer Stimme. »Er ist in deiner Hand. Was hast du mit ihm gemacht?«

»Bisher nur beobachtet. Es ist ihm kein Haar gekrümmt worden. Du kannst ihn haben. Doch auch ich erwarte von dir die Erfüllung einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Du verläßt dieses Haus, ohne dich weiter um mich zu kümmern. Du verläßt dieses Haus, ohne die Maske aufzusetzen, die sich in deinem Besitz befindet. Und ich gebe dir ein Versprechen. Du erhältst beide ungeschoren zurück – und ich werde untertauchen. Unsere Wege werden sich nie wieder kreuzen…«

»Erst will ich sehen, wo Jim ist, wie es ihm geht und – ob er wirklich noch lebt«, murmelte Hellmark dumpf. »Dann Tharr – können wir über das Weitere sprechen. Ich bin bereit, dir einen Vorsprung zu geben. Aber eins kannst du nicht von mir erwarten – dich ungeschoren wirken zu lassen. Dein Ziel ist es, mächtig wie Rha-Ta-N'my zu werden. Du bist anders – und gleichst ihr doch wie ein Ei dem anderen. Euer Ziel ist es, zu herrschen, zu versklaven, zu ängstigen und zu töten.«

»Es ist das Recht des Dämons…«

»Recht, das sich worauf gründet?« fragte Hellmark hart. Er hielt die Maske entfaltet in der Hand. Er war bereit, sie jeden Augenblick aufzusetzen. Doch er zögerte, um Tharr weiter zum Einlenken zu

zwingen.

»Geh’ in den nächsten Raum – und du wirst den Guuf sehen«, sagte da der Unsichtbare grollend.

Hellmark setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen und ging wie angegeben in den nachfolgenden Raum, in den er vorhin nur einen flüchtigen Blick geworfen hatte.

Doch nun, an der Türschwelle stehend, sah er sich genauer um – und dann packte ihn das Grauen.

Er sah Jim – und Macabros!

Sein Herzschlag stockte, seine Handflächen wurden feucht.

Als er den Blick in die Höhe wandte, wurde ihm klar, wie heimisch Tharr sich hier fühlte, wie sehr er dieses Haus seinen offensichtlichen Anforderungen entsprechend angepaßt hatte.

In dem Raum, in den Hellmark blickte, gab es keine Decke. Die war bis auf wenige Reste in den Ecken und äußersten Kanten ausgerissen. Ein riesiges ausgefranstes Loch, wie der Rand eines Bombentrichters, gähnte über seinem Haupt, führte den Blick in den Raum des darüberliegenden Stockwerkes, der ebenfalls kahl und leer war, und in den Raum, wiederum eine Etage höher, zu dem es ebenfalls keine Bodendecke mehr gab.

Vier übereinanderliegende Räume bildeten einen einzigen bizarren Schacht, der hochführte bis unter das alte Dachgebälk, wo trübes, geisterhaftes Licht schimmerte.

Und dort oben unter dem Giebel schwebten wie überdimensionale Puppen, die an unsichtbaren Fäden festgehalten wurden – Macabros und Jim, der Guuf!

Die Arme baumelten an ihren Seiten herab, die Köpfe waren auf die Brust gesunken, und langsam drehten sich die Körper wie ein Planet um seine eigene Achse.

*

Rani Mahay nahm gleich bei seiner Ankunft die übernervöse Reaktion der Menschen wahr, die damit befaßt waren, die Spuren der angeblichen Naturkatastrophe in der Gegend um die Kreidefelsen von Dover zu beseitigen.

Noch immer waren Mannschaften auf dem Weg, um die Verschollenen zu suchen.

Auch Taucher wurden eingesetzt. Mehrere Ruderboote und größere Suchschiffe der Polizei schaukelten auf den Wellen der leichtbewegten See.

Und dann wurde man fündig.

Die Leichen der Polizisten wurden in engen Felsspalten geborgen, wohin der Wasserdruck sie getrieben hatte.

Am Straßenrand unten standen die demolierten Fahrzeuge, die man den Fluten entrissen hatte. Auch zwei Motorräder, die Stephen Wolfes Freunden gehörten, wurden sichergestellt.

Hunderte von Neugierigen waren aus den nahegelegenen Ortschaften gekommen, um den Einsatz von Polizei- und Rettungsmannschaften zu beobachten.

In Dover selbst hatte der unerklärliche Sturm, der nur diese Gegend heimgesucht hatte, böse Schäden angerichtet. Auch mit deren Beseitigung war begonnen worden.

Der Himmel war noch immer trüb und verwaschen. Leichter Nieselregen fiel.

Es begann stärker zu regnen, als Rani Mahay das Hospital aufsuchte, in dem Joe Pilgram lag.

Es war nicht einfach für den Inder, eine Besuchserlaubnis zu erhalten.

»Sein Zustand ist bedenklich«, erfuhr er von der Stationsschwester. »Der Arzt hält jede Aufregung für gefährlich. Kennen Sie Mister Pilgram denn näher?«

»Nur flüchtig«, erwiderte Rani. »Aber ich glaube, daß das, was er gesehen und erlebt hat, von allergrößter Bedeutung ist. Vielleicht war er Zeuge von Dingen, die erst der Anfang waren und die noch Schlimmeres nach sich ziehen können…«

Die dunkelhaarige Schwester sah ihn mit großen Augen an. Man merkte ihr an, daß sie mit dem Gesagten nichts anfangen konnte. Rani hatte das Gefühl, daß sie auch ihn für einen Haschbruder hielt.

Er erhielt schließlich die Erlaubnis, einen Blick in Pilgrams Krankenzimmer zu werfen.

»Aber reden – ist nicht drin«, wisperte die Schwester ihm zu.

Sie hatte recht. Pilgram lag benommen und halb bewußtlos in seinem Bett. Im Halbschlaf redete er immer wieder das gleiche, ohne selbst ansprechbar zu sein. Er beschrieb genau die Stadt, rief nach seiner Freundin Jessy, hielt dann wieder Zwiegespräche mit den beiden Polizisten Tumby und Revon. Diese Selbstgespräche im Schlaf vermittelten Rani Einblicke in das, was auch der Reporter in seinem Bericht geschrieben hatte. Im Traum schrie Pilgram mehrere Male auf, schlug dann unruhig um sich, und die Schwester kam, um ihm ein weiteres Beruhigungsmittel zu geben.

Doch die Wirkung war nur minimal. Bei Pilgram schlug nichts mehr an. Sein Körper war von dem Rauschgift völlig zerstört.

Das neuerbaute Krankenhaus war eines von vielen Hochhäusern am Westrand der Stadt, von denen die meisten noch nicht zum Bezug freigegeben waren. Vom Krankenzimmer aus konnte Mahay bis zum Meer sehen, wo sich die Luft verdichtete und es so aussah, als ob der graue Himmel die Oberfläche der See berühre.

Die Schwester ging auf ihn zu. »Ich glaube, es ist besser, wenn Sie jetzt wieder gehen. Vielleicht spürt er Ihre Anwesenheit.«

Rani Mahay nickte abwesend. Sein Blick war weit in die Ferne gerichtet.

Was war das?

Der Wind war nicht stärker geworden, aber dem Inder kam es so vor, als würden die Wellen intensiver und höher gegen die Küste peitschen.

Unwillkürlich mußte er daran denken, was inzwischen allgemein bekannt war. Ohne ersichtlichen und erklärbaren Grund war die See vor einigen Stunden schon mal außer Kontrolle geraten, hatte mehreren Menschen den Tod gebracht und bis jetzt einen noch nicht überschaubaren Sachschaden angerichtet.

Mahays Augen wurden schmal.

Vor ihm am grauen, regnerischen Himmel zeichneten sich plötzlich die Umrisse einer Stadt ab, die er nur zu gut kannte.

Gigantopolis – die Alptraumstadt' Apokalyptas! Dann sah er die unheimliche Herrscherin über die Stadt der Türme, Minarette, düsteren Gassen und Krater, in denen Tote wie Lebende zu monsterhaften Geschöpfen umgewandelt wurden, selbst.

Die Dämonin, die man die »Ewige Unheilbringerin« nannte, die in der Vergangenheit der Erde schon von sich reden machte – tauchte wie ein Geist über den schummrigen Konturen der Stadt aus Raum und Zeit auf, zog ihre Kreise, hatte die Arme beschwörend ausgestreckt und führte ein Krummschwert mit heftigen Bewegungen durch die Luft.

Apokalypta befahl den Elementen, die ihr gehorchten.

Das Wasser schwoll an.

Blitzschnell. Schwarze Magie, böse Zauberei war im Spiel.

Die Schwester neben Rani Mahay schrie auf, und unwillkürlich krallte sie ihre linke Hand in den Oberarm des kräftigen Inders. Obwohl sich ihre Fingernägel tief in das Fleisch des muskulösen Mannes bohrten, spürte Rani den Schmerz nicht.

»Das gibt es doch nicht… o mein Gott… was geschieht denn da bloß?« entrann es gurgelnd der Frau an seiner Seite.

Auch Mahay war schockiert.

Er wurde wie tausend andere mit dem Grauen, dem Ungeheuerlichen direkt konfrontiert.

Apokalypta startete einen neuen Angriff, und sie ging dabei nach Dämonenart rücksichtslos und unbarmherzig vor.

Was in den Vormittagsstunden in Dover direkt nur teilweise registriert worden war – jetzt wurde es zum Alptraum der Stadt an der Küste der Kreidefelsen.

Apokalypta schien über die Anwesenheit Rani Mahays in Dover

unterrichtet zu sein! Sie hatte ihn gesehen.

Die Konturen der Alptraumstadt verschwanden, die Gestalt der Dämonin auf dem bizarren Reittier löste sich auf wie Nebel unter der Morgensonne.

Aber die Wasserwand blieb. Sie stieg kerzengerade empor, näherte sich dann mit einer solchen Geschwindigkeit, daß es den wenigen Beobachtern gelang, der Gefahr auszuweichen.

Wie eine Windhose jagte die sich drehende Wasserwand auf das Neubaugebiet zu.

»Raus hier!« brüllte Rani Mahay.

Ehe die Schwester an seiner Seite sich versah, wurde sie von harter Hand gepackt und mitgerissen.

Mit zwei schnellen Schritten war der Inder am Bett des halb betäubten Joe Pilgram und berührte auch ihn. Mahay versetzte sich nach Marlos.

Dann ein Krachen und Bersten.

Wie von einer Riesenfaust wurden die breiten Fenster eingeschlagen. Die Rahmen zersplitterten, Hunderte von Scherben flogen wie Hornissen durch die Luft, und eine Flutwelle ergoß sich in das Krankenzimmer, das in der fünften Etage des Hochhauses lag!

*

Apokalyptas Sintflutwelle!

Die Dämonin, für die es in Raum und Zeit keine Grenzen gab, die zu den sieben Auserwählten um Rha-Ta-N'my gehörte, schlug blindlings und unbarmherzig zu. Sie war gekommen, um ihre Macht zu zeigen.

Diese Machtdemonstration galt Rani Mahay und Björn Hellmark, dem Mann, dem sie tödliche Rache geschworen hatte.

Aber die Rache traf Tausende von Unschuldigen, die auf dieses grausame Ereignis nicht vorbereitet waren.

In Minutenschnelle stieg in den Straßen der Stadt das Wasser. Eine Flutwelle dieses Ausmaßes hatte keine lebende Generation je erlebt.

Das Neubauviertel mit den Hochhäusern erwischte es am schlimmsten.

Gewaltige Wassermassen sprudelten durch die leeren Fenster, rissen Wände mit und klatschten in bereits bezogene Büroräume. Die von der Flutwelle überrascht wurden – für die gab es keine Rettung mehr.

Menschen wurden wie Insekten von den Wassermassen durch die Luft gewirbelt oder unter zusammenbrechenden Wänden, die vom Druck des Wassers einfach fortgespült wurden, begraben.

Panik überall, als das Chaos losbrach .

*

Von den grausamen Ereignissen nordöstlich von London bekam Björn Hellmark in diesen Sekunden nichts mit.

Er stand im Bann der Dinge, die Tharr bewirkt hatte.

»Laß ihn frei… auf der Stelle… oder ich vergesse mich«, stieß er wütend hervor.

Und Tharr reagierte. Ein Zeichen dafür, wie sehr er die Dämonenmaske in seiner Hand fürchtete.

Kein Wunder! Für einen, der Zeiten und Räume durcheilt, für den die Existenz Ewigkeit bedeutete – mußte die Vernichtung in der Hoffnungslosigkeit enden.

Sie schwebten herab. Macabros und Jim, der Guuf.

Langsam und sachte kamen sie aus der Höhe des Giebels, erreichten den kahlen Raum der obersten Etage, glitten wie an unsichtbaren Fäden durch die ausgefransten Deckenlöcher der weiten Öffnungen, kamen Stock für Stock tiefer und landeten schließlich genau vor seinen Füßen.

»Jim.« rief Hellmark erfreut. Er atmete erleichtert auf. Der junge Guuf blickte ihn im ersten Moment irritiert an – dann ging ein Zug des Erkennens über sein Gesicht.

»Björn!« stieß er hervor. Sein Mund wurde noch breiter, als er von Natur aus schon war. Jim freute sich.

Aus den Augenwinkeln nahm Björn seinen Zweitkörper wahr. Im nächsten Moment konnte er Macabros auflösen. Er hatte wieder Kontakt zu ihm!

»Wie geht es dir, Jim? Wie fühlst du dich?« fragte Hellmark besorgt.

»Gut. Jetzt geht es wieder gut«, antwortete der Kugelkopf. »Aber das davor – war ein Alptraum.«

»Vergiß es, Jim! Und nun – zurück nach Marlos! Dort bist du in Sicherheit. Um alles andere werde ich mich kümmern…«

Tharr, der eine magische Geistesfalle hier errichtet hatte, verhielt sich still.

Aber Hellmark spürte, daß der Unsichtbare noch immer anwesend war. Er konnte ihm entkommen, solange der Einfluß der Dämonenmaske wirksam war.

Jim verschwand. Hellmark blieb allein zurück.

»Und nun steck' die Maske ein und verlasse das Haus«, hörte er im nächsten Moment die Stimme aus dem Unsichtbaren. »So war es ausgemacht…«

»Lüge, Tharr! Ich hatte versprochen, dir einen Vorsprung zu verschaffen. Daran werde ich mich halten. Du verläßt das Haus, aber

ich werde dich verfolgen. Und wenn es bis zum Ende der Welt sein sollte. Ich habe denen den Tod geschworen, die nicht wirklich leben. Und zu ihnen gehörst du…«

Seine Worte waren kaum verklungen, da hörte er die Schritte. Dumpf und hohl hallten sie durch den Schacht, der vom ersten Stock bis hoch unter das Dach reichte und von dem kein Außenstehender etwas ahnte.

Ein Stockwerk höher auf einem bizarren Mauerrest der Decke tauchte eine schattenhafte Gestalt auf.

Es war ein großer, hagerer Mann. Auf ihn paßte die Beschreibung, die Pepe von dem vermeintlichen Mörder letzter Nacht gegeben hatte.

Peter Fitzroy…

Er wohnte, laut Namensschild am Haus, in der dritten Etage.

Björn starrte zu der einsamen Gestalt nach oben, die jetzt einen Schritt nach vorn machte und – wäre sie ein Mensch gewesen – wie ein Stein in die Tiefe hätte fallen müssen.

Doch bei Fitzroy – blieb dies aus.

Wie Macabros und Jim vorhin, so schwebte er wie auf einem unsichtbaren geistigen Feld in die Tiefe, stand Hellmark von Angesicht zu Angesicht gegenüber, doch nicht so nahe wie Jim und Macabros.

Peter Fitzroy hielt gebührenden Abstand.

Fitzroy war ein Mensch. Tharr hatte irgendwann – vielleicht schon unmittelbar nach der Geburt dieses Menschen – von ihm Besitz ergriffen.

»Ich werde also gehen. Und irgendwie wünsche ich mir auch, daß sich unsere Wege noch mal kreuzen«, sagte Fitzroy alias Tharr mit eisiger Stimme. »Und dann hast du vielleicht nicht die Maske dabei, die dir jetzt Schutz verleiht…«

»Dessen kannst du immer sicher sein«, entgegnete Hellmark hart, »ich werde sie stets dabei haben, weil ich damit rechne, dich nochmal zu treffen…«

Fitzroy ging rückwärts. Er ließ den blonden Mann nicht aus den Augen. Er drückte die Klinke herab und verließ Mrs. Greens Wohnung. Am Körper der toten Geschäftsinhaberin schien er jetzt nicht mehr interessiert.

Nur im Körper Peter Fitzroys konnte Tharr sich entfernen. Als Geist selbst war er offensichtlich an dieses unheimliche Haus gebunden, in dem er seit Jahren lebte und das zum Ausgangspunkt unheimlicher Abenteuer geworden war.

Hier hatte Tharr sich verborgen gehalten, hier hoffte er, der Begegnung mit seinem Widersacher Tokk und der Auseinandersetzung mit Apokalypta auszuweichen, bis seine Macht so weit gefestigt war, daß nichts mehr ihn von seinem Thron werfen konnte.

Aber da war Hellmark dazwischen gekommen. Sein Auftauchen

zwang den Dämon aus dem Anbeginn der Zeiten, das Feld zu räumen. Und Hellmark war nicht gewillt, Tharrs Vorsprung über Gebühr auszudehnen.

Es gab nicht den geringsten Grund, Abmachungen mit einem Dämon, mit einem Geist des Bösen, zu halten, der nur seine eigene Haut retten wollte. Wenn auch nur ein Bruchteil dessen von dem stimmte, was Tharr ihm mitgeteilt hatte – und Hellmark hatte keinen Grund, alles zu bezweifeln – dann entstand für Rha-Ta-N'my ein gleichwertiger Widersacher, der sich bemühte, dämonische Heerscharen um sich zu sammeln. Der Krieg zwischen Dämon und Mensch würde dann, wenn sich die Dämonenheere untereinander zerfleischten, sicher noch grausamer werden, da die Erde als Schlachtfeld auf alle Fälle im Mittelpunkt der Ereignisse stand.

Hellmark war Verantwortung übertragen worden. Von hohen Geistern, die über das Wesen von Leben und Sterben mehr wußten als ein Normalsterblicher. Er durfte Tharr nicht zum Zug kommen lassen.

*

»Stop!« Nur dieses eine Wort kam hart aus Stephen Wolfes Mund.

»Aber Sir… wir sind noch nicht da. Vier Häuser weiter.«

»Halten Sie an! Schnell!« Stephen Wolfe wurde von einer plötzlichen Unruhe gepackt. Sie war nicht mehr unerklärlich.

Da war plötzlich etwas Vertrautes, mit dem er schon mal zu tun hatte.

Tharr! Dieser Begriff tauchte unerwartet in seinem Bewußtsein auf, und er brachte sofort damit bestimmte Dinge in Zusammenhang.

Tokk!

Der Taxichauffeur hielt.

»Bitte warten Sie auf mich… Ich bin sofort zurück…«

Ehe der verdutzte Fahrer etwas sagen konnte, riß Stephen Wolfe die Tür auf und sprang auf den Gehweg. Mit langen Sätzen eilte er zum Haus Nummer 86 und verschwand in dem dunklen Torbogen.

Vor Stephen Wolfes geistigem Augen tauchten Bilder einer fernen, unfaßbaren Vergangenheit auf.

Glutflüssige Magma – das war der Anbeginn der Erde… es gab noch keine Kontinente, wie sie heute bekannt waren. Die ersten Konturen uralter Erdteile, die einst versinken sollten, zeichneten sich schemenhaft ab.

Lemuria… Mu… Atlantis… Xantilon…

Aus den feurigen Fontänen lösten sich die schemenhaften Umrisse einer gasförmigen Gestalt, die riesenhaft aufgebläht über der werdenden Erde schwebte. Eine Gestalt, der nichts Menschliches anhaftete, die bizarr verformte, monsterhafte Züge aufwies, ein

Mittelding zwischen Monstrum und Pflanze, die mit einem spitz zulaufenden Ende wie mit einer Schnur an die heißen Dämpfe der riesigen Flammenzungen gekettet war.

In unmittelbarer Nähe entstand ein zweites Wesen, das dem ersten genau glich, als wäre es sein Spiegelbild.

Tharr und Tokk! Zwei Urdämonen, die von Anfang an auf Feindschaft eingestellt waren und einer den anderen zu überlisten versuchte, indem er Gemeinsamkeiten vorspiegelte, die es nicht gab und nie geben konnte.

Stephen Wolfes eigene menschliche Identität wurde hinabgedrückt in die tiefsten Schichten des Unterbewußtseins, so daß er vergaß, daß er Stephen Wolfe war, daß sein Körper nur die Behausung eines Dämons darstellte, der von seinen ersten Lebenstagen an in ihm wohnte und auf seine Stunde wartete…

Jetzt war er nur noch Tokk, und er begriff die Begegnung mit Apokalypta. Sie wollten gemeinsam die Macht an sich reißen, die Welt der Finsternis im Unsichtbaren wie im Sichtbaren neu formieren, den Thron einnehmen, der Rha-Ta-N'my und Shab-Sodd zugestanden wurde.

Tokk frohlockte. Das Spiel der Vergangenheit würde sich wiederholen. Doch diesmal würde er der Schlauere sein. Auch Rha-Ta-N'my gegenüber, die meinte, das alte Spiel mit der gleichen List fortführen zu können.

Wolfe erreichte den Hinterhof in dem Augenblick, als Peter Fitzroy aus dem Schatten des Hauses trat!

Die beiden, die sich menschlicher Körper bedienten, prallten wie vor einer unsichtbaren Wand zurück.

Apokalypta hatte es geschafft. Die Begegnung zwischen Tharr und Tokk kam zustande. Zu einem Zeitpunkt allerdings, als noch jemand in ihrer Nähe weilte, dessen Anwesenheit sie nicht in ihren teuflischen Plan einkalkuliert hatte.

Björn Hellmark! Er trat auf die Feuertreppe der ersten Etage zur Wohnung von Mrs. Green.

Er wurde Zeuge des dramatischen, unbeschreiblichen Vorganges, wie er nicht in diese Welt paßte.

Peter Fitzroy und Stephen Wolfe schienen sich im nächsten Moment rasend schnell zu vergrößern.

Doch der Eindruck täuschte. Ihre Körper waren so groß wie eh und je, doch das, was aus ihnen herauswuchs, jene schemenhafte, feuerschimmernde Gestalt, jenes konturenlose Etwas, das sich über ihnen aufblähte und zu einem Monster von der Größe eines Hauses wurde, war ihren Körpern aufgepfropft.

Die menschlichen Leiber fielen zusammen wie leere Hüllen und blieben in verkrümmter Haltung auf dem Boden liegen.

Tharr und Tokk standen sich in ihrer wahren Gestalt gegenüber, und ein hauchdünner, gasförmiger Faden verband sie nur noch wie eine Nabelschnur mit den Leibern, die sie seit vierundzwanzig Jahren besessen hatten.

Es grollte, als wäre ein Gewitter im Anzug. Doch der Himmel war blaßblau, und nichts wies auf eine Umstimmung des Wetters hin.

Die Geräusche kamen von den beiden Ungetümen, die aneinander gerieten, zusammenprallten wie die Wolken einer Gewitterfront.

Die Luft erzitterte, der Boden bebte.

»Tharr! Tokk!« Hellmarks Stimme konnte die Geräusche nicht übertönen.

Doch beide hörten sie.

Die gasförmigen Monster, die in ihrer bizarren Gestalt unbeschreiblich waren, wandten die massigen, fratzenhaften Köpfe, blickten auf den Menschen, der klein und winzig ihnen gegenüber wirkte.

Doch dort oben auf der Feuertreppe stand nicht mehr der Björn Hellmark, wie man ihn normalerweise kannte.

Er trug die Dämonenmaske!

Da wurde das Grollen zu einem fürchterlichen, unüberhörbaren Aufschrei, der den Hinterhof erfüllte, gen Himmel stieg und die Dämonen auseinanderriß, als würde eine Geschoßgarbe sie zerfetzen.

Schwarze und orangerote Nebelfetzen rasten durch die Luft wie Teile von Wolken, die von einem heftigen Orkan gepeitscht wurden. Da war nichts mehr zu erkennen von den massigen, fratzenhaften Köpfen, von den kugelförmigen, prallen Armen, die sich ineinander verhakt hatten und nun vergingen wie Nebelschwaden. Ein penetranter, ätzender Geruch stieg Hellmark in die Nase.

Die Urgerüche einer werdenden Erde. Das roch nach Feuer, Qualm, glutflüssiger Magma, verbrennender, morastiger Erde… Gas…

Nur Sekunden währte die Auflösung der beiden Urdämonen, die der Dämonenmaske ansichtig geworden waren.

Wäre jetzt ein Mensch in den Hinterhof gekommen, hätte auch er einen Blick auf den Mann werfen können, der die Dämonenmaske trug. Für ihn hätte da ein Mensch gestanden, auf den Schultern einen lebenden Totenkopf. In den dunklen Augen glomm kaltes, grünliches Licht.

Dies war der Eindruck, den menschliche Augen von der Totenkopfmaske erhielten. Was jedoch ein Dämon darin sah, das wußten nur die Dämonen selbst. Und wenn sie es sahen, war es schon zu spät, als daß sie darüber reden konnten.

Björn nahm die Maske vom Gesicht und eilte über die klapprigen Metalltreppen in die Tiefe, hinunter zu Peter Fitzroy und Stephen Wolfe, die sich nicht mehr rührten.

Wie Mrs. Green waren auch sie tot.

Aus dem Nichts tauchte eine Gestalt neben Hellmark auf.

Rani Mahay!

»Komm schnell… wir brauchen deine Hilfe. Arson, Pepe, Carminia, Ak Nafuur… sie alle helfen mit, die Auswirkungen von Apokalyptas Wahnsinnstat so gering wie möglich zu halten… sofern dies überhaupt möglich ist. Die Hölle ist ausgebrochen, Björn.«

»Was ist geschehen?«

Das Wichtigste war schnell gesagt.

Auch hier war noch einiges zu tun, aber Hellmark erkannte, daß er an einem anderen Ort dieser Erde dringender benötigt wurde, um Menschenleben zu retten.

Er ließ Macabros entstehen. Er versetzte diesen und seinen Originalkörper dorthin, wo Apokalyptas Grauen dominierte.

Meterhoch peitschte das Wasser durch die am ärgsten bedrohten Stadtteile.

Neu errichtete Hochhäuser in Strandnähe wurden unterspült oder von der Wucht des anstürmenden Wassers weggedrückt wie Pappkartons.

Macabros!

Über den Wassern schwebte die unheimliche Reiterin, schwang das Schwert und beschwor die Elemente.

Hellmarks Doppelkörper verschwand in der nächsten Sekunde nach Marlos, holte aus der Geisterhöhle das ’Schwert des Toten Gottes’ und tauchte im nächsten Moment über den aufgepeitschten Wassern auf dem Rücken des Reittieres auf, direkt hinter Apokalypta.

Das Schwert sauste nach vorn.

Die unheimliche Reiterin erfaßte die Gefahr noch und rutschte auf die Seite, so daß die Klinge über ihre gepanzerte Rüstung streifte. Durch die Wucht des eigenen Angriffs wurde Macabros nach vorn geworfen und das Schwert bohrte sich tief in den Hals des echsenartigen, geflügelten Reittieres.

Es warf den Kopf herum. Die Nüstern blähten sich, blutende Schaumblasen stiegen aus dem weit aufgerissenen Mund und lösten sich aus den Nüstern. Der Flügelschlag des Reittieres erlahmte. Wie ein Felsklotz stürzte es in die Tiefe.

Macabros zog das Schwert aus der tiefen, blutenden Wunde und sah, wie Apokalypta sich herumwarf und das Krummwert zischend auf ihn herabsausen ließ.

Sie traf ihn auch. Doch es war nicht Hellmark – sondern Macabros, und ein Körper auf ätherischer Substanz war nicht verwundbar, nicht zu töten.

Die Dämonin ließ sich einfach seitlich von ihrem geflügelten, wild um sich schlagenden Reittier fallen; im gleichen Augenblick spreizten

sich die Flügel an dem Metallpanzer, und die Dämonin glitt wie ein riesiger Vogel auf die Alptraumstadt zu, deren bizarre Türme düster und bedrohlich weit über die hohen, kahlen Mauern mit den sieben Toren hinwegraste.

»Der Haß auf die Menschen ist groß…«, hörte er die gewaltige Stimme der 'Ewigen Unheilbringerin' durch die wilde, aufgepeitschte Luft rufen. »Die Stunde der Menschen hat geschlagen… die Stunde des Dämons ist gekommen… wo immer ich Menschen treffe, werde ich sie vernichten… und auch du, Björn Hellmark, gehörst zu ihnen. Diesmal bist du noch davongekommen. Aber – ich werde wiederkommen an einen Ort und zu einer Stunde, die du nicht ahnst…«

Macabros griff blitzschnell an. Er tauchte neben Apokalypta auf, und wieder zischte das 'Schwert des Toten Gottes' durch die Luft.

Und – sauste ins Leere…

Apokalypta und die Alptraumstadt verschwanden im selben Moment irgendwo in einer anderen Zeit und einem anderen Raum, wo sie nicht mehr feststellbar waren.

Macabros und Hellmark hatten wie die anderen alle Hände voll zu tun, jenen zu Hilfe zu kommen, die sie am dringendsten benötigten. Mit dem Verschwinden der Alptraumstadt veränderte sich die Situation schlagartig zugunsten der Leidenden.

Da gab es keinen dämonischen Geist mehr, der die Elemente beschwor. Das Wasser kehrte in die See zurück.

Zu diesem Zeitpunkt aber waren Björn Hellmark und seine Freunde, verstärkt durch Alan Kennan, Camilla Davies und die in aller Eile benachrichtigten Tina Moreno und Anka Sörgensen noch damit beschäftigt, Menschen aus den Fluten zu bergen, für die jede Hilfe zu spät kam.

So gelang es einer Handvoll Menschen, die sich in der Verfolgung eines Ziels einig waren, Hunderte von Gefährdeten zu retten, die sonst mit Sicherheit den Tod gefunden hätten.

Hellmarks Freunde brachten die halb bewußtlosen, benommenen Opfer auf die Insel Marlos, und nur Macabros selbst war imstande, diejenigen, denen er helfen konnte, außerhalb der Stadt an erhöhte Stelle zu bringen, wo das Wasser sie nicht mehr erreichte.

Mit dem Rückgang der Springflut trafen Hilfsmannschaften ein, die Freunde unterstützten, die Zeuge wurden von Aktivitäten, die sie nicht verstanden, nach denen sie aber nicht fragten, als sie erkannten, wie wirksam sie sich erwiesen.

Björn und seine Freunde waren tätig bis zur Erschöpfung, bis sie nicht mehr imstande dazu waren, Marlos zu verlassen, oder die Insel zu erreichen, weil ihre Kräfte sich aufgebraucht hatten und Ruhepausen dringend notwendig waren.

Mit seiner letzten Kraft versetzte Björn Hellmark seinen

Doppelkörper Macabros nach London, um Zeuge dessen zu werden, was sich dort abspielte.

Hunderte von Neugierigen umstanden das Haus Nummer 86 in der Marshall Street.

Polizei und Ambulanzwagen waren eingetroffen. In Zinksärgen wurden zwei ausgemergelte, leere Körper aus dem Hinterhof getragen.

Macabros blieb außerhalb des Kreises der Neugierigen und wußte, daß die Vorgänge mitten in Soho und jene in Dover und Umgebung eine Kette von Nachforschungen nach sich zogen und zahllose Fragen aufwarfen.

Fragen, die die Verantwortlichen sich überall stellen mußten.

Erklärungen für all die Geschehnisse würden nicht einfach sein. Denn – es gab nur eine Wahrheit. Ihm war sie bekannt. Und er wußte, daß er mit diesen Verantwortlichen sprechen mußte, um Licht in das Dunkel zu tragen.

Dieser Kontakt versprach Hoffnung. Denn all die, die mit dem Unheimlichen konfrontiert worden waren, konnten die Ereignisse nicht einfach ableugnen.

Er würde neue Vertraute, neue Gesprächspartner finden und damit Unterstützung, die er dringend notwendig hatte, um die Auseinandersetzung zu führen zwischen Mensch und Dämon, die die Form eines Krieges überschritt.

Unmittelbar neben Macabros fluchte ein Mann leise vor sich hin und wandte sich dann ab.

»Und mein Fahrgeld, verdammt noch mal… das ist auch weg. Warum hat der Kerl auch nicht vorher bezahlt?« Es war der Taxi Chauffeur, mit dem Stephen Wolfe gekommen war, ehe seine Identität als Stephen Wolfe erlöschte und der Geist von Tokk vollends Besitz von ihm ergriff.

»Wieviel war's denn?« sprach Macabros ihn an.

Der Taxifahrer blickte erstaunt auf. »Etwas über zwei Pfund, Sir… kennen Sie ihn denn?«

»Flüchtig. Wir sind uns mal begegnet. Hier – bitte, nehmen Sie!«

Macabros griff in seine Tasche. Eine Sekunde schien es dem Taxifahrer, als würde die Gestalt vor ihm in ihren Konturen verwischen, und der Mann schüttelte unwillkürlich den Kopf, preßte fest die Augen zusammen und verpaßte prompt den Übergang von Macabros zu Björn Hellmark. Hellmark hatte sich von Macabros aus Dover holen lassen und in diesem Moment, als er die Stelle von Macabros einnahm, seinen Zweitkörper aufgelöst.

Björn nahm eine zerknitterte Fünf-Pfund-Note, die vom Kauf der Gitarre übrig geblieben war, aus seiner Hosentasche. »Stimmt so, Sir… Der Rest ist Entschädigung für die lange Wartezeit.«

Der Taxifahrer nahm das Geld und strahlte. »Vielen Dank, Sir! Das

ist sehr nett von Ihnen.«

Hellmark nickte wortlos. Gedankenversunken löste er sich von der Menschenansammlung und bog um die nächste Straßenecke. Mehrere Passanten hätten kurz darauf schwören können, ganz deutlich gesehen zu haben, wie der großgewachsene, blonde Mann mit dem markant geschnittenen Gesicht einfach wie ein Geist verschwand und nicht mehr gesehen wurde.

ENDE